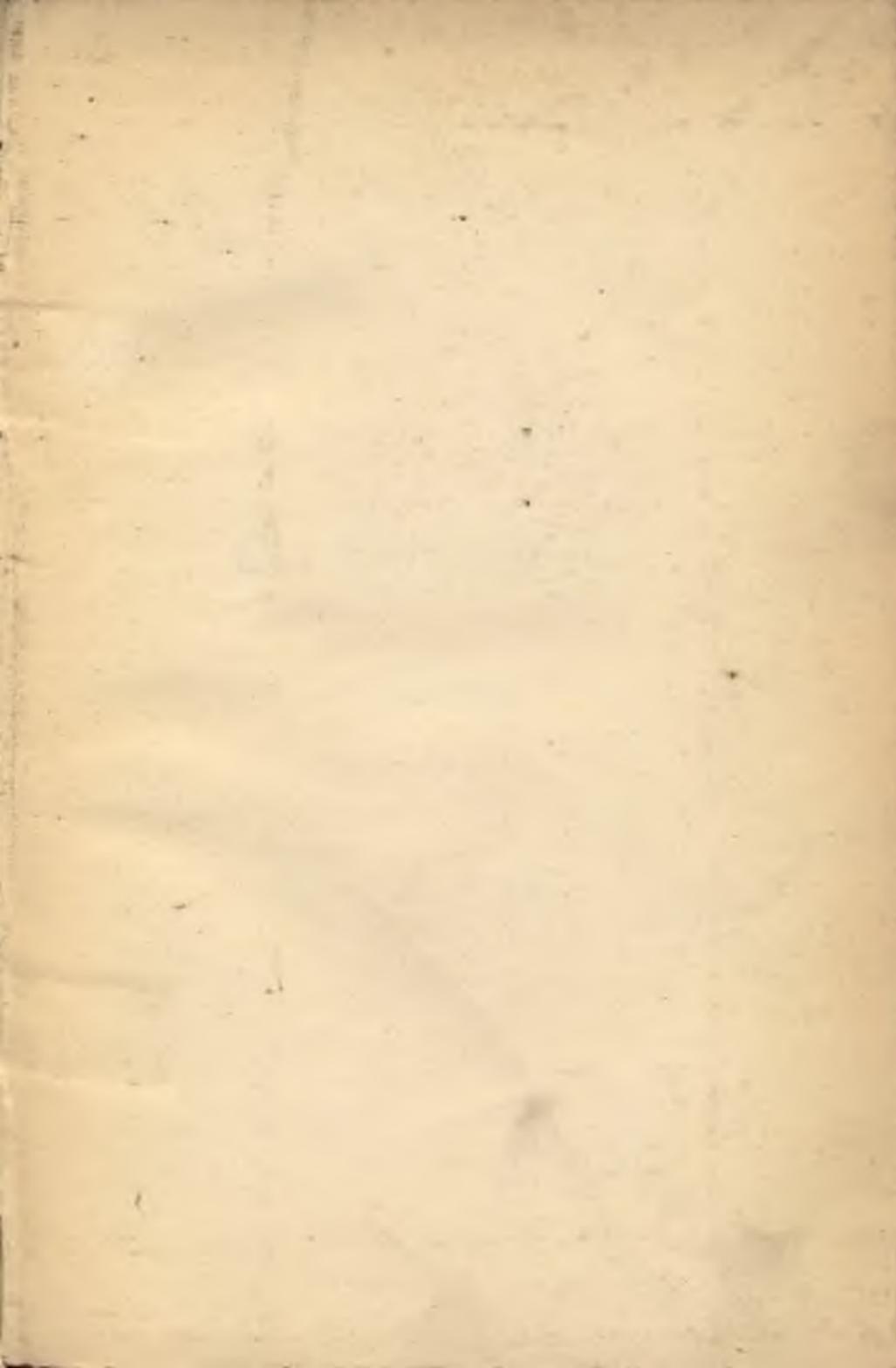




S 75803



Die Lazinskys.



Zweiter Band.

9. 15803



Die Lazinskys.

Roman

von

Moriz von Reichenbach.

Zweiter Band.

Alle Rechte vorbehalten.



Berlin, 1888

Verlag von Otto Janke.

sl 11 b 2d

Bz 25546
779898 I

Bd.2

15803



8.-

2002-05-16



779898

Bd.2

I

Erstes Kapitel.

Auf einer Anhöhe, von welcher aus man die flache Umgegend weithin überschaute, lag Schloß Blessendorf, umgeben von einem Park mit uralten Bäumen, an den sich weiterhin der Wald mit Fasanerie und Tiergarten anschloß. Die Grafen von Blessen waren von jeher Jagdliebhaber gewesen und führten nicht umsonst das Jagdhorn im Wappen.

In einem Zimmer, dessen große Fenster sich nach dem Park hin öffneten, saß Graf Max Blessen mit seinem Freunde Baron Hofgald, der den Herbsturlaub in Blessendorf zubrachte, beim Frühstück. Erwin Hofgald hatte eine pikante Geschichte aus der Residenz, wo er in Garnison stand, zum Besten gegeben und beide Freunde lachten noch über das eben Gehörte, als der zweite, zur Zeit in Blessendorf weilende Gast in das Zimmer trat.

„Guten Morgen Onkel,“ rief Graf Max ihm entgegen, „wie viel Meilen hast Du heut schon gemacht?“

„Nun, eine Meile wird es mindestens gewesen sein,“ meinte Herr von Blossen, „ich war bei den abgeräumten Torfstichen.“

„Alle Wetter! So weit laufe ich höchstens bei der Jagd. Aber warum nimmst Du nicht einen Wagen oder reitest?“

„Es freut mich die altbekannten Wege durchzulaufen, auf denen ich mich als Junge so viel herumgetrieben habe; und dann sieht man auch Alles besser zu Fuß, als zu Wagen.“

„Nun, und was hast Du gesehen, Onkel?“

„Daß Dein Oberinspektor im Ganzen ein tüchtiger Kerl ist.“

„Und im Speziellen?“

„Ja, da gäbe es wohl Allerlei zu sagen. Warum läßt Du zum Beispiel die alten Torfstiche nicht trocken legen und zu Wiesen machen? Es liegt da eine sehr große Fläche völlig brach.“

„Ja, bester Onkel, diese brachliegende Fläche kostet aber wenigstens nichts. Und eine Wiesenanlage ist teuer.“

„Es ist aber doch eine Melioration.“

„Das schon, aber ich habe kein Geld dazu.“

„Nimm mir's nicht übel, Max, aber der Grund scheint mir nicht stichhaltig bei Dir.“

„Es ist doch so, Onkel. Ich habe dieses Jahr auf den Rennplätzen Unglück gehabt, dann hat der neue Pferdestall kolossal viel gekostet — und ich habe Lasten auf Blessendorf, die nicht klein sind. Was mich Kirche, Schule, und all die Pensionen kosten, die mein guter Vater den alten Beamten ausgesetzt hat, das ist gradezu unerhört.“

„Bei einem Einkommen von 100 000 Thalern jährlich?“ fragte Herr von Blessen mit einem leichten Lächeln.

„Ja, in der Nähe gesehen ist das gar nicht so viel als es klingt, — man macht für 200 000 Thaler Ansprüche an mich. Da ist zum Beispiel jetzt der alte Schmieden gestorben, der General-Direktor meines Veters Wolfsdorf, der zugleich Mitbesitzer der Pauls-Glück-Grube war, von der auch ich einen Anteil habe. Sein Anteil ist an einen gewissen Hütten-direktor Remberg gefallen, den Wolfsdorf nicht als Kompagnon haben will, und er verlangte von mir,

ich solle den Schmiede'schen Anteil kaufen, und nahm es mir förmlich übel, als ich ihm erklärte, ich könne das nicht. Ich habe faktisch nicht das nötige Geld dazu flüssig. Der verdrehte Kerl der Volksdorf hat sich darüber so geärgert, daß er seinen Anteil verkauft hat, und nun fragt dieser Remberg bei mir an, ob er nicht auch meinen Anteil erwerben könnte, und ich habe nicht üble Lust dazu, ihn ihm zu geben. Nachdem Volksdorf und Schmieden dort nichts mehr zu sagen haben, weiß man ohnehin nicht, wie die Sache verwaltet wird, und ich habe keine Zeit mich darum zu kümmern. Die Erträge in den letzten Jahren waren ohnehin gering."

"Ich, an Deiner Stelle, würde, wenn Remberg ein gutes Gebot macht, den Anteil verkaufen und die städtische Parzelle, welche Deinen Komplex in zwei Hälften teilt, dafür erwerben," meinte Herr von Blossen.

"Ja, wenn ich das Geld nicht anderweitig brauche. Mein guter Papa hat zu sehr en grand seigneur gewirtschaftet, jetzt drückt mich allenthalben der Schuh. Eine arme Frau könnte ich zum Beispiel entschieden nicht heiraten — es gehört heut zu Tage zu viel zum Leben."

„Was soll da nun ein armer Teufel, wie ich es bin, sagen?“ seufzte Erwin Hofgald.

„Es kommt nicht darauf an, was man einnimmt, sondern es fragt sich was man braucht,“ meinte Herr von Blesfen. „Meine gute Mutter, dort an dem Fenster war ihr Lieblingsplatz, und wenn ich in dieses Zimmer trete, ist mir, als müßte sie auch dort erscheinen, nun sie sagte immer: Ihr jüngeren Kinder müßt lernen weniger zu brauchen als Euer ältester Bruder, dann werdet Ihr einmal später eben so reich sein als er. Sie hat sich redliche Mühe gegeben, damit wir's lernten und Sie hat Recht behalten. Ich habe immer etwas mehr als das Notwendige gehabt — und wer das hat, der ist reich.“

„Weiß der Teufel, ich habe immer bedeutend weniger als das Notwendige,“ meinte Baron Erwin.

„Ja, mein lieber Erwin, das Notwendige hat eben eine verschiebbare Grenze und was für den einen Notwendigkeit, das ist für den andern schon Luxus.“

Graf Max sah verstimmt aus und rauchte schweigend seine Cigarre.

Erwin Hofgald lehnte sich in seinem Schaukelstuhle weit zurück und blickte die Stuckverzierungen der Decke an. „Man kann ein Racepferd nicht wie

einen Zugochsen füttern, und ein Boden, der für Lupine ausreicht, genügt dem Weizen nicht," sagte er.

„Das ist richtig, lieber Erwin, aber der Mensch hat einen kleinen Regulator, der den Pflanzen, sowie den Racepferden und Zugochsen fehlt: er hat seine Vernunft und seinen Willen. Mit Hilfe dieser beiden kann man sich ein großes Anpassungsvermögen aneignen.“

„'s ist doch immerhin ein eignes Talent. Wenn ich zum Beispiel heute zum Train versetzt würde, schöffe ich mich lieber todt, als unter solchen Bedingungen weiter zu leben.“

„Der Train ist freilich ein sehr scharfer Abstand gegen ein Garderegiment. Aber glaubst Du nicht, daß Du im Grunde genommen angenehmer leben würdest, wenn Du bei einem weniger anspruchsvollen Regiment ständest, wo dieselbe Zulage, die bei Dir, wie Du sagst, nicht für das Notwendigste reicht, Dir schon einen gewissen Luxus gestatten würde? Mein Sohn zum Beispiel, der kaum halb so viel von mir bekommt, als Du erhältst, fühlt sich bei dem ersten Garderegiment sehr wohl. Ich sprach neulich mit Deinem Vater darüber.“

„Um Himmelswillen, Du hast Papa doch nicht geraten, meine Versetzung zu beantragen?“

„Um einen Rat hat Dein Vater mich nicht gefragt, aber er erkundigte sich danach, was ich meinem Karl gäbe, und als alte Jugendfreunde, die wir sind, haben wir ein offnes Wort mit einander gesprochen.“

„Und Papa meinte, daß ich zu viel brauchte?“

„Nein, Du weißt ja, wie stolz Dein Vater auf seinen Erwin ist. Aber er klagte darüber, daß seine Mittel es ihm nicht erlaubten, Deine Mutter und Deine Schwester Hedwig, deren Gesundheit sehr zart ist, einen Winter in den Süden zu schicken.“

„Lieber Himmel, das kostet doch nicht die Welt!“

„Das sagte ich auch, doch Dein Vater meinte, wenn man einen Sohn bei der Gardesavallerie habe und den zweiten equipiren müsse, bliebe Nichts für die Töchter übrig, die müßten sich dann einrichten.“

„Ja, es ist eine rechte Misere, wenn man einen großen Namen hat und das nötige Kleingeld nicht dahinter steckt. Ich kann das doch aber nicht ändern.“

„Wer weiß! Wenn Du es zum Beispiel mit einem billigeren Regiment versuchtest?“

„Unmöglich, rein unmöglich. Es würde ein solches Aufsehen im ‚Arément‘ verursachen — es wäre

auch fatal, wenn es hieße: der alte Hofgald kann die Zulage seines Sohnes nicht mehr bezahlen — und dann, siehst Du, das Kre'ment hängt zusammen wie eine große Familie — das mußt Du doch auch zugeben, Max, daß ich nicht ohne besondern Grund an eine Versezung denken kann.“

Max Blessen, welcher eine Zeitung vorgenommen hatte, legte das Blatt bei Seite.

„Ich finde es begreiflich, wenn man mit Leib und Seele an unfrem Kre'ment hängt — und ich freue mich schon jetzt wie ein Kind auf das Zusammenleben mit den Kameraden während der Frühjahrsübungen,“ sagte er, ohne auf den eigentlichen Kernpunkt der Frage einzugehen. Herr von Blessen schwieg und griff ebenfalls nach einem Zeitungsblatt.

Erwin Hofgald ging ein paar Mal im Zimmer auf und ab. Das Gespräch mit dem alten Blessen hatte ihn verstimmt.

„Lieber Himmel, die Welt ist einmal nicht vollkommen,“ dachte er, „aber ich kann sie doch nicht anders machen als sie ist.“

Am Ende setzte er sich zu den Andren und vertiefte sich ebenfalls in die Lektüre. Nach einigen Minuten warf er das Zeitungsblatt auf den Tisch.

„Es ist doch ein Skandal!“ rief er, „was jetzt selbst in konservativen Blättern für ein Aufsehen von den Sozialdemokraten gemacht wird. Mit Kartättschen sollte man die ganze Brut zusammenschießen.“

„Damit wäre, glaube ich, wenig geholfen,“ meinte Max. „Einige Forderungen dieser Leute sind vielleicht nicht unberechtigt.“

Baron Erwin fuhr auf. „Das sagst Du, Max, ein Aristokrat von reinstem Blut!“

„Ich sage es noch nicht mit positiver Bestimmtheit. Lieber Himmel, man hat so wenig Zeit sich mit dergleichen zu befassen — aber es sind doch eben auch Menschen und die Proletarier-Existenz mag manchmal verzweifelt wenig menschenwürdig sein.“

„Aber die Leute sind es doch von jeher nicht besser gewöhnt gewesen.“

„Was willst Du! Es scheint eben, daß das Ende dieses Jahrhunderts den vierten Stand emancipiren will, wie das Ende des vorigen den dritten, das Bürgertum zur Geltung brachte. Und so gut, wie wir heute das als berechtigt anerkennen, was der Bourgeois damals forderte, werden unsre Kinder wahrscheinlich die heutigen Forderungen des Proletariats gerechtfertigt finden.“

„Ja, wenn der soziale Sturm unsre Kinder nicht vorher vernichtet hat, wozu alle Aussicht vorhanden ist, wenn unsre Standesgenossen weiterhin die Hände in den Schooß legen und glauben, daß eine Bewegung wie diese, allein durch polizeiliche Maßregeln unterdrückt werden kann.“ Baron Hofgald zuckte die Achseln, Max Blessen blickte seinen Onkel, der sehr erregt gesprochen hatte, nachdenklich an.

„Und was glaubst Du denn, daß wir thun müßten, Onkel?“

„Ich meine, daß wir von unsren Gegnern lernen, gleich ihnen für unsre Ueberzeugungen eintreten, und unter dem Bannerspruch „noblesse oblige“ mit fliegenden Fahnen in den sozialen Kampf einrücken sollten. Wir sollten uns fühlen als Stützen der Ordnung, gegenüber der hereindrohenden Anarchie, wir sollten das Volk belehren, das jene aufwiegeln, sollten uns der Unwissenden und Elenden annehmen, durch das Wort und durch die That auf die Massen wirken und die Tradition des Adels, die Schwachen zu schirmen, in vollem Maße aufrecht halten. Statt dessen stellen wir unser Standesbewußtsein wie eine chinesische Mauer zwischen uns und das Volk, und wundern uns, daß dieses daran zu rütteln beginnt, um zu sehen,

ob das alte Gebäude noch fest hält. Ich sage Euch, es ist morsch, und damit, daß wir die Hände müßig in den Schoß legen und uns als bevorzugte Race fühlen, damit werden wir es weder stützen noch aufrecht erhalten. Wir leben in einer Zeit des „Mene tekel“ — auch ich bin Aristokrat, aber eben deshalb möchte ich Allen, die zu uns gehören, zurufen: sorgt dafür, daß Ihr nicht zu leicht befunden werdet!“

„Ich gebe Dir Recht, in der Theorie, Onkel, aber von der praktischen Ausführung Deines „Kriegsrufes“ kann ich mir nur einen etwas dunklen Begriff machen. Ich bin, zum Beispiel, überzeugt, daß meine Leute mich einfach auslachen würden, wenn ich sie zusammenrufen und ihnen eine Vorlesung über oder vielmehr gegen die Sozialdemokraten halten wollte.“

„Sie werden Dich aber nicht auslachen, wenn Du dafür sorgst, daß ihre Wohnungsverhältnisse bessere werden, so daß der Sinn für die Häuslichkeit und die Freude daran, die eine starke Stütze aller Ordnung sind, geweckt werden, Sie werden Dich nicht auslachen, wenn sie merken, daß ihr Herr ein Herz für sie hat. Hast Du das Vertrauen der Leute, so hast Du auch Einfluß auf ihre Ansichten.“

„Meine Polen, und besonders ihre Frauen, stehen

noch so fest unter der Zucht des Pfarrers, daß unter ihnen das Platzgreifen sozialer Anschauungen nicht zu befürchten ist.“

„Du verstehst mich falsch, Max. Aus Furcht sollen wir überhaupt nicht handeln, sondern weil wir zu der Einsicht gekommen sind, daß das Loos der Armen, der sogenannten Enterbten des Glückes, einer Verbesserung bedarf. Berechtigten Forderungen, die da, wo sie noch nicht gemacht werden, doch einmal eintreten müssen, sollen wir zuvorkommen, selbst da, wo sie uns, den Begünstigten, Opfer auferlegen. Die Einrichtung zum Beispiel, daß man zwei oder gar drei Arbeiterfamilien in ein Zimmer sperrt, um Raum zu ersparen, ist unwürdig.“

„Ach, wahrhaftig, kommt so etwas noch vor?“ fragte Baron Hofgald.

„Papa hatte die Leute noch mehrfach so untergebracht,“ erwiderte Max; „ich habe es so viel als möglich zu vermeiden gesucht, und da mir ein paar der alten Baracken zusammenzubrechen drohen, will ich neue Gefindehäuser bauen, in denen jede Familie eine Stube und eine Kammer für sich haben soll.“

„Ich sah die Steine aufgefahren,“ sagte Herr von Blossen, „wenn Du aber vor dem Winter unter Dach

kommen willst, muß der Bau schleunigst begonnen werden.“

„Das soll auch in diesen Tagen geschehen, obgleich mein Oberinspektor meinte, die Häuser hielten schon noch den Winter aus. Ich muß nur noch die Baupläne durchsehen. Ich habe mir übrigens den Baumeister für heute bestellt. Er muß jeden Augenblick kommen.“

Ein Diener meldete den Oberförster an, der gleich darauf eintrat.

„Was bringen Sie, lieber Bertel?“ rief ihm Graf Max entgegen.

„Ich habe den Zwölfender abgespürt, Herr Graf, er steht in der Schonung am Radnitzteich und hat seinen Wechsel nach den Waldwiesen herüber.“

„Haben wir den alten Burschen endlich,“ rief Graf Max aufspringend.

Im selben Augenblick wurde der Baumeister gemeldet, der die Pläne brachte.

„Grade jetzt! Wie ärgerlich!“ Graf Max ging ihm entgegen.

„Mein lieber Herr Baumeister, ich bitte Sie einstweilen hier zu frühstücken,“ sagte er „ich bin im Augenblick nicht im Stande, die Pläne durchzu-

sehen — ein Zwölfender, auf den ich schon lange fahnde — Sie wissen, so ein Hirsch wartet nicht, da muß man schnell sein. Wenn ich in einer Stunde nicht zurück sein sollte, nun, dann nehmen wir morgen die Pläne durch — die laufen uns nicht weg — nicht wahr, Sie verzeihen mir, aber ich hätte wahrhaftig keine Ruhe, mit dem Gedanken, daß der Zwölfender auf mich wartet, oder vielmehr nicht wartet. Also Sie nehmen es nicht übel, Herr Baumeister, nicht wahr? Schade daß Sie nicht Jäger sind, und mitkommen können! Hofgald, schnell fertig," rief er seinem Freunde zu. Und mit eiligen Schritten verschwand er in seinem Toilettenzimmer.

Zweites Kapitel.

Frau Anna Remberg saß am Bett ihres Vaters und las ihm vor, während er halb schlafend, halb zuhörend dalag. Ab und zu unterbrach sie ihre Lectüre, dann hörte man die schweren, pfeifenden Atemzüge, welche sich mühsam aus der Brust des alten Mannes emporarbeiteten. Frau Anna schob ihm die Kissen höher und suchte ihn in eine bequeme Lage zu bringen.

„Es hilft Alles nichts, mein gutes Kind, es ist bald aus — Alles aus“ — sagte er leise.

Anna schüttelte den Kopf und küßte den Kranken auf die Stirn. „Du sollst nicht so sprechen, Papa. Du weißt doch, daß Du bei mir bleiben mußt. Was sollte ich wohl den ganzen langen Tag hindurch anfangen, ohne Dich?“

„Als ob eine junge Frau, wie Du, nichts Besseres zu thun hätte, als ihren alten, franken Vater zu pflegen!“

„Gewiß habe ich nichts Besseres und Lieberes zu thun, Papa!“

„Und Dein Mann?“

„O, der braucht mich nicht! Der hat seine Arbeit und seine Bücher!“

„Das ist nicht gut, Töchterchen, er hat Dich doch lieb, und Du?“ — er sah ängstlich fragend zu seiner Tochter auf. Sie legte die Hand auf seine Lippen, „Du sollst nicht so viel sprechen, Papa, der Doktor hat es verboten.“

„Aber es bekümmert mich,“ sagte er ganz leise und sein Blick suchte immer noch ängstlich den ihren.

„Es ist kein Grund zur Sorge vorhanden, Papa, Paul ist so vortrefflich und tüchtig, Du weißt ja wie alle Menschen ihn loben.“

„Aber macht er Dich glücklich, Kind?“

„Sprich nicht solche Dinge, Papa. Wir haben keine Sorgen mehr, Du kannst alle Pflege haben, die nötig ist, ich habe so viel Zeit für Dich als ich nur will — was soll ich denn noch mehr verlangen?“ Sie griff nach dem Buch und begann wieder ihre Lektüre.

Da wurde die Thür schnell geöffnet und der Hüttendirektor Remberg trat in das Zimmer.

„Guten Morgen, Schwiegervater!“ rief er, dem Alten die Hand reichend, „ich stelle mich Ihnen als alleinigen Besitzer der Pauls-Glückgrube vor!“ Er wandte sich zu seiner Frau.

„Was sagst Du zu der Ueberraschung?“

„Du hast den Blessen'schen Anteil gekauft? mein Gott, ich wußte ja gar nicht, daß davon die Rede war.“

„Ja, wie solltest Du auch, da Du wie ein Mäuschen in Deinem Bau lebst und keine Menschen siehst. Ich wollte auch nicht vorher davon sprechen, denn die Sache war immerhin noch unsicher. Nun ist aber Alles abgemacht und morgen werden wir den Generaldirektor des Grafen Blessen nach beendigtem Geschäft bei uns zum Frühstück haben.“

Auf den Wangen des alten Lazinsky brannten rote Flecke, welche ein Zeichen dafür waren, daß die eben gehörte Mitteilung ihn ungewöhnlich erregte.

„Das Glück, auf das ich immer wartete, und das nicht kommen wollte, jetzt kommt es zu Dir, mein Töchterchen,“ murmelte er. „Ich wußte es ja,

daß Eins von uns noch einmal eine ganze Grube besitzen würde.“

Anna beugte sich über ihn und küßte ihn leise auf die Stirn.

„Kommt der Graf nicht selbst?“ fragte der alte Lazinsky weiter.

Kemberg lächelte.

„Wo denken Sie hin, Papa, in der Zeit der Hirschbrunst, da hat Graf Blessen keine Zeit für geschäftliche Angelegenheiten. Das besorgt natürlich Alles sein Generaldirektor.“

Ein spöttischer Zug lag um seine Lippen. Doch derselbe verschwand so schnell als er gekommen war. Kemberg blickte seine Frau an.

Sie blätterte in dem Buch, über das sie den Kopf geneigt hielt.

„Nun, Anna, freut es Dich nicht, daß wir einen eignen Besitz zu verwalten haben werden,“ fragte Kemberg.

„Wenn es Dich freut,“ sagte sie schüchtern zu ihm aufblickend, „so ist es auch mir lieb.“

„Nun ja, mich freut es,“ bestätigte er, „trotz meines großen Wirkungskreises war ich bis jetzt nicht ganz unabhängig. Das werde ich nun sein, und ich

weiß auch, daß ich ~~das~~ Geld des guten Onkels nicht besser in seinem Sinn anwenden konnte, als indem ich diesen Besitz erwarb. Ich denke, er soll uns und vielen Anderen Glück bringen."

„Glück!“ klang es in Anna's Herzen nach. Sie dachte an den Besuch des Onkels, den dieser noch kurz vor seinem Tode in Kaisersgruben gemacht hatte.

„Glück muß der Mensch haben,“ hatte der alte Herr gesagt und war mit einer Glücksprophezeiung von ihr geschieden. Und heut gebot sie als Herrin in dem Hause, in dem sie damals eine abhängige Stellung einnahm, das große Vermögen des Onkels gehörte dem Mann, dessen Namen sie trug, für alle Zeit schienen Not und Sorge, denen sie damals noch in das Auge geblickt hatte, von ihrer Seite verbannt. War die Prophezeiung nicht eingetroffen? Anna's Verstand sagte „ja,“ und sie bemühte sich, sich selbst an dieses „ja“ glauben zu machen.

Drittes Kapitel.

Die Nacht war schlecht für den alten Lazinsky. Die Atemnot nahm zu und er war so schwach, daß er sich nur mit Anna's Hilfe bewegen konnte. Sie hatte bei ihm gewacht und erst gegen Morgen, wo er einzuschlafen schien, die Ruhe gesucht. Dennoch war Anna nicht ernstlich besorgt um ihren Vater. Dergleichen Zustände waren häufig bei ihm und pflegten nach einigen Tagen wieder besser zu werden. Das Frühstück für den Generaldirektor war daher auch nicht abbestellt worden, Anna traf alle Vorbereitungen und mit befriedigtem Hausfrauenstolz warf sie noch einen Blick auf den reich und zierlich gedeckten Tisch, ehe sie zu ihrem Vater zurückkehrte. Nemberg hatte gewünscht, daß sie bei dem Frühstück die Wirtin machen sollte, doch sie fand ihren Vater so leidend, daß sie beschloß bei ihm zu bleiben.

Bald nachdem sie ihren Platz an seinem Bett eingenommen hatte, hörte sie die Stimme Nembergs im Hausflur. Sie ging leise hinaus, um ihm zu sagen, daß sie ihren Vater nicht verlassen könne.

„Ich glaube, daß Du zu ängstlich bist,“ sagte er, „aber ich will Dich nicht quälen. Der Graf ist übrigens ganz unerwartet doch noch dazu gekommen und er wird ebenfalls hier frühstücken. Es bleibt aber Alles so wie ich es bestellt hatte.“ Anna kehrte zu ihrem Vater zurück. Das Herz war ihr schwer. Der Mann, dem der erste Traum ihres Herzens gegolten hatte, er betrat heut ihr Haus als ihr Gast, und sie sollte ihn nicht sehen. Aber sie wollte ihn ja auch nicht sehen. Jener Traum war eine Thorheit gewesen, Max Blessen hatte diese Thorheit nur früher als solche empfunden, wie sie, und das hatte ihr viel Herzweh gemacht, doch nun war das Alles ja vorüber und überwunden. Es hätte ihr eine Genugthuung gewährt ihm ruhig und glücklich entgentreten zu können. Ruhig und glücklich — war sie es denn? Ein Wagen hielt vor dem Hause. Frau Anna preßte die Hände fester in einander und lauschte mit vorgeneigtem Kopfe. Sie hörte wie ihr Mann den Gästen entgegen ging. Ein undeutliches Stimmengewirr klang

herauf. War Graf Max gekommen? Sie hatte seine Stimme nicht unterscheiden können. Aber jetzt sprach ihr Mann, es klang deutlich bis zu ihr.

„Treten Sie ein, Herr Graf.“ Anna neigte ihren Kopf tiefer herab, die Thür des Speisezimmers wurde geschlossen. Ja, er war da, er saß jetzt unten an ihrem Tisch. Anna war beklommen zu Mute. Der alte Lazinsky begann wieder zu röcheln. Anna eilte an seine Seite. Sein Ringen nach Luft trieb auch ihr den Angstschweiß auf die Stirn, der Anfall war besonders heftig, einen Augenblick hatte sie alles Andere vergessen. Endlich beruhigte sich der Kranke und sank wie leblos in seine Kissen zurück. Es war ganz still im Zimmer, Anna wagte kaum zu atmen. Da wurde draußen die Thür des Speisesaals geöffnet, Anna hörte Gläser zusammenklingen, und ein helles Lachen klang dazwischen. Sie kannte dieses Lachen. So hatte Max Blessen auch damals gelacht, als sie sich im Walde bei dem Schießplatz trafen und er ihr von Heidelberg lustige Geschichten erzählte, während sie die Pfirsiche aus den Blessen'schen Treibhäusern zusammen aßen. Wie kindisch war sie damals. Und doch — wie schön waren die Stunden im Walde. Junges Buchengrün, tanzende Sonnenlichter auf dem Moostepich des

Walbes, jubelnde Vogelstimmen in den Zweigen, und zwei junge, lachende Menschenkinder, welche durch die grüne Walbeinsamkeit Hand in Hand wanderten, das Alles zog wie ein schöner Traum an Anna's Seele vorüber, Max Blessens Lachen hatte den Traum geweckt. Es war ganz unverändert geblieben, dieses Lachen, und Alles war doch ganz, ganz anders geworden.

„Anna,“ rief der Kranke. Erschreckt, daß sie ihn einen Augenblick vergessen konnte, ergriff sie seine Hand.

„Die Angst,“ stöhnte er, „die Angst —“ Sie schlang den Arm um seinen Nacken und versuchte seinen Kopf an ihre Brust zu ziehen. Doch er machte sich los, seine Augen schienen aus ihren Höhlen treten zu wollen, und seine Hände krampften sich zusammen.

„Luft, Luft!“

Anna zog die Glocke. Eine plötzliche Angst überfiel sie, ratlos stand sie neben dem Röchelnden, dem keins der angewandten Erleichterungsmittel zu helfen schien.

„Schickt nach dem Doktor, ich bitte ihn sofort zu kommen,“ befahl sie dem eintretenden Mädchen.

Plötzlich schien der furchtbare Krampf, der den

alten Lazinsky gepackt hatte, nachzulassen. Er sank in die Kissen, seine Hände zuckten über der Bettdecke, als suchten sie einen Halt, der Kopf bog sich zurück, ein unheimlicher, schnarrender Ton entrang sich der gequälten Brust, dann wurde es still. Anna neigte sich über den Kranken, ein plötzliches Entsetzen erfaßte sie.

„Papa, Papa!“

Sie ergriff seine beiden Hände, sie beugte sich ganz dicht über sein Antlitz. Er hatte aufgehört zu atmen.

Anna sank in die Kniee und drückte ihr Gesicht auf die starre Hand, die sie in der ihren hielt.

So fand sie der Arzt. Er konnte nur noch bestätigen, daß der alte Lazinsky ausgelitten hatte. Gleich darauf fuhr der Wagen davon, in welchem Graf Max Blessen und sein Generaldirektor saßen. Das Rollen des Wagens schreckte Anna aus ihrem dumpfen, thränenlosen Schmerze auf. Sie wußte plötzlich, daß sie sich selbst und ihre Freiheit nur für den Einen hingegeben hatte, der jetzt todt war, und dem ihr Opfer nichts mehr nuzte, sie wußte, daß sie allem eigenen Glück entsagt hatte, als sie den Jugendtraum, den sie sich vergeblich bemüht hatte, eine

Thorheit zu schelten, aufgab, sie wußte nun, daß das Leben und die Zukunft fortan leer für sie waren. Das Rollen des Wagens verklang in der Ferne. Anna lehnte ihren Kopf an die Brust ihres Vaters und weinte um den Todten und über sich selbst. Lange lag sie so, ganz ihrem Schmerz hingegeben. Da berührte eine Hand ihre Schulter. Sie richtete sich auf. Nemberg streckte ihr beide Hände entgegen.

„Mein armes Kind,“ sagte er leise, „ich weiß, daß Du viel Liebe verloren hast, aber Du sollst auch wissen, daß Dir noch viel Liebe bleibt!“ Seine Stimme klang erregt, und das Wort „Liebe,“ das er nie ausgesprochen hatte, berührte Anna mit einem seltsamen, fremden Klange aus seinem Munde.

Schüchtern, fast erschreckt, blickte sie zu ihm auf, und er zog sie an sich und küßte ihre Lippen.

Viertes Kapitel.

May Blessen war der Einladung eines seiner Gutsnachbarn „zum Erntefest“ gefolgt. Der alte Herr von Wallwitz richtete seinen Leuten das Erntefest nach alter Tradition aus. Die Arbeiter brachten unter Reden und Gegenreden die Erntekronen, mitten im Hofe war ein Tanzplatz hergerichtet und nachdem der Gutsherr denselben mit der besten Arbeiterin umschritten hatte, wozu die Musik „Heil Dir im Siegerkranz“ spielte, begann der Tanz der Leute, welche mit Bier und Backwerk freigehalten, an diesem Tage die Gäste des Gutsherrn waren. May Blessen und einige andre Herren sahen dem Tanze zu, als Herr von Wallwitz, noch ganz erhitzt von allen Anordnungen, die er getroffen hatte, zu ihnen trat.

„Warum machen Sie sich diese ganze Plage?“ fragte einer der Herren. „Bei mir bekommen die

Leute eine Geld-Gratifikation, und im Uebrigen kummere ich mich um nichts, das ist bequemer.“

„Ja, das sagt Ihr jüngeren Leute jetzt alle,“ rief der alte Wallwitz, sich mit einem roten Taschentuch die Stirn trocknend, „und dabei geht das Zusammengehörigkeitsgefühl der Leute mit der Herrschaft zum Rudef.“

„Aber, bester Herr von Wallwitz, dieses Zusammengehörigkeitsgefühl besteht doch blos in der Idee. Lassen Sie einmal Ihre Leute an die Wahlurne treten. Ich bin überzeugt, sie werden so wenig mit Ihnen stimmen wie die unsren.“

„Ach gehen Sie mit den Wahlen! Ich gebe meine Stimme dem Prinzen F., den ich nicht kenne, weil er der Kandidat der Konservativen ist, und meine Leute werden ihren geistlichen Rat Herka wählen, den sie auch nicht kennen, weil er der ultramontane Kandidat ist. Ich wähle aus Standesbewußtsein und die Leute aus einfältiger Frömmigkeit — jedem das Seine — und was nachher im Reichstag gesprochen wird, lesen sie garnicht und ich selten. Geht mir mit den Wahlen!“

„Aber lieber Freund, es handelt sich doch nicht um die persönliche Bekanntschaft mit unseren Kan-



didaten, sondern um ihr, uns recht wohl bekanntes, politisches Glaubensbekenntniß. Die Regierung muß unterstützt werden und wenn ein Zusammengehörigkeitsgefühl zwischen uns und unsren Leuten bestehen soll, so müssen wir in erster Linie verlangen, daß sie uns, als den Einsichtigeren, ihr Vertrauen schenken, also in den Wahlen mit uns übereinstimmen. Daß davon aber gar keine Rede war, das haben sie nach dem Tode Blessens, bei der Wahl bewiesen!“

„Ach, spricht mir doch nicht davon,“ rief Wallwitz mit seinem roten Tuche um sich wedelnd, als wollte er die Rücken verscheuchen. „Wenn meine Leute im Winter keine Arbeit haben, so gebe ich ihnen welche, wenn's mich auch mehr kostet als es einbringt, und wenn dann im Sommer die Arbeit drängt, so habe ich meine Leute, die mir helfen, wie ich ihnen geholfen habe, anstatt nach Sachsen oder Gott weiß wohin zu gehen, wo sie freilich mehr im Augenblick verdienen, wo aber dann Niemand für sie sorgt, wenn es einmal an Allem fehlt. Das ist die Zusammengehörigkeit, die ich meine — man hilft sich gegenseitig. Was aber die Wahlen betrifft — was soll denn so ein armer Teufel von Tagelöhner machen, wenn ihm der Geistliche mit der Hölle und sein Weib mit Schlägen

droht, weil er den unbekanntem Prinzen anstatt des unbekanntem geistlichen Rates wählen will? Das Vertrauen zu seinem Gutsheeren macht ihn weder die Hölle noch die Schläge vergessen — dazu gehört etwas ganz Andres!“

„Der verstorbene Blessen kam doch immer beim Wahlkampf durch! Sie sollten sich als Kandidat aufstellen, Graf,“ wandte man sich an Max.

„Ich stehe der Politik noch zu fern, fange erst an mich mit den hiesigen Verhältnissen vertraut zu machen und besitze nicht die Popularität meines Vaters.“

„Immerhin sollten Sie es versuchen. Der Prinz ist nie wirklich gewählt worden, sein Name wird nur als Panier benutzt, damit die Andern sehen, daß wir auch noch da sind. Ihr Vater aber hat uns so lange vertreten, an den Namen Blessen knüpft sich schon die Tradition und würde demselben viele Stimmen zuführen.“

Herr von Wallwitz, der gar nicht darauf gehört hatte, was man dem Sohne gesagt, sondern der noch mit seinem Gedanken bei dem Vater war, rief in ehrlicher Bewunderung:

„Ja, mein Freund Blessen, der verstand die

Sache, aber von Vertrauen war da auch weniger bei der Wahl die Rede, als von Freibier und Schnaps. Auf ein paar tausend Mark kam es ihm nicht an.“

„Verständniß ist bei den Leuten nicht, pflögte der zu sagen und mit etwas, was nicht da ist, kann man nicht rechnen. Durst haben sie aber immer, auf den kann man rechnen. Na, und seine Rechnung hat ja auch immer gestimmt.“

„Dennoch würde jetzt wahrscheinlich auch mit Freibier und dergleichen nichts mehr zu machen sein. Die Geistlichkeit hat die Hände nicht in den Schooß gelegt während all der Zeit, und hat die Gewissen der Leute trotz der Maigesetze, oder vielleicht wegen derselben, so sehr in der Tasche wie nur je.“

„So steht die Wahl des ultramontanen Kandidaten als gesichert da?“

„Als ganz gesichert, obgleich natürlich kein einziger Besizer oder Beamte ihm seine Stimme geben wird. Das vorige Mal habe ich ein paar meiner besten Leute entlassen, weil sie gegen meinen Kandidaten stimmten, diesmal wird man wohl ein Auge zudrücken müssen. Aber wie kann ich mich zusammengehörig mit einer so verständnißlosen Race wie diese Wasserpolaken fühlen?“

Ein donnerndes „Hoch“ das die Leute dem Gutsherrn brachten, unterbrach das Gespräch. Herr von Wallwitz trat unter sie und dankte ihnen in kurzer, polnischer Rede, worauf sich alle um ihn drängten, seine Hände und seinen Rock küßten, während er sie einzeln beim Namen nannte, hier ein Lob, dort eine Ermahnung austeilte. Endlich kehrte er zu seinen Gästen zurück.

„Sagt was Ihr wollt, ich gehöre doch zu meinen Leuten und meine Leute zu mir,“ sagte er, befreidigt um sich blickend, „mögen sie zehn Mal ihren geistlichen Rat wählen. Und wenn ich mich selber als Kandidat aufstellte, würden meine Leute mich alle wählen, was wenig nützen würde, denn die andern Mitwähler kennen mich so wenig wie den Prinzen. Uebrigens würde ich auch den Kuckuck thun und nach Berlin gehen, während hier Alles sich selbst überlassen bliebe. Das erlauben meine Verhältnisse gar nicht.“

May kehrte nachdenklich von dem Erntefest zurück. Die Idealfigur eines großen Grundbesitzers, der von seinen Leuten gewählt würde, weil sie sich am besten durch ihn vertreten glaubten, schwebte ihm vor, aber mit der Ehrlichkeit, die er in stillen Stun-

den ab und zu gegen sich selbst anwandte, sagte er sich: „ich habe ein solches Vertrauen noch nicht verdient.“ Und dann dachte er an die Wahlflüge seines Vaters. Er wußte es wohl, daß dieselben wirklich viele Tausende gekostet hatten, wußte, daß die Blessen'schen Wahlagenten am entscheidenden Tage alle Wirtshäuser auf den Wegen nach der Kreisstadt besetzt hielten und kein Mittel scheuten, ihre Zettel an den Mann zu bringen. Er schüttelte den Kopf. Nein, auf diese Weise wollte er keinen Sieg versuchen!

Am nächsten Morgen in aller Frühe wurde Max der Besuch des Pfarrers von Blessendorf gemeldet. Verwundert empfing er den geistlichen Herrn, der schon seit zwanzig Jahren sein Amt in Blessendorf verwaltete und stets in freundschaftlichsten Beziehungen zur protestantischen Familie der Gutsherrschaft gestanden hatte. Das frische Gesicht des etwa fünfzigjährigen Herrn war noch etwas lebhafter gerötet als sonst, und sein Morgengruß klang verlegen und kleinlaut.

„Was gibt es, Herr Pfarrer?“ rief ihm Max entgegen.

„Ich komme einen Besuch anzumelden, Herr Graf, und zugleich die herzliche Bitte daran zu knüpfen,

daß Sie denselben doch ja empfangen möchten, wenn er — wenn er Sie — das heißt —“

„Sie machen mich ja ganz neugierig, Herr Pfarrer, was ist denn das für ein Besuch, der Sie in solche Verlegenheit setzt?“

„O, nicht in Verlegenheit, Herr Graf, nur — kurz und gut, der geistliche Rat Herka wünscht Ihnen seinen Besuch zu machen. Er kommt mit dem Mittagszuge und fährt nach einer Stunde weiter.“ Der Pfarrer atmete sichtbar erleichtert auf. Max schwieg einige Augenblicke, dann sagte er:

„Nun, immerhin, es verpflichtet mich zu nichts, daß ich seinen Besuch empfangen, und so lerne ich ihn wenigstens kennen.“

„Ich bin dem Herrn Grafen sehr dankbar — es wäre mir sehr peinlich gewesen, den Wunsch des Rates Herka nicht zu erfüllen —“

„Nun, Sie wissen ja, Herr Pfarrer, daß ich Ihnen gern gefällig bin. Es interessirt mich auch den Rat Herka zu sehen.“

Der Pfarrer drückte ihm die Hand und empfahl sich. In der Thür blieb er stehen und blickte schmunzelnd noch einmal zurück.

„Wie steht es denn mit dem Zehrender, Herr Graf?“

„O, Sie großer Prophet und Waidmann,“ rief Max lachend, „nun ja, heut Abend fahre ich hinaus, wenn Sie wollen, machen Sie die Pirsch mit.“

„Wenn Herr Graf erlauben?“

Lächelnd empfahl sich der Pfarrer um nach einigen Stunden mit seinem Gast und einem feierlich ernstern Gesicht zurückzukehren. Man konnte sich keinen größeren Gegensatz vorstellen, als den Pfarrer und den geistlichen Rat. Das runde, rötliche Gesicht des Pfarrers diente dem blassen, durchgeistigten Kopf des geistlichen Rates förmlich zur Folie, und während die lebhaften, glänzenden Augen des Ersteren die Leute so scharf aufs Korn zu nehmen pflegten wie den Hirsch oder Rehbock, der etwa auf der Pirsch in ihr Sehgebiet kam, erschien der Blick des geistlichen Rates verschleiert, wenn er sich nicht ganz unter den langen, dunklen Wimpern, die seine Augen beschatteten, verbarg. Er nippte nur an den starken Weinen, die Graf Max zum Frühstück auftragen ließ und an denen der Pfarrer sich mit sichtlichem Vergnügen erlabte. Er wußte das Gespräch dabei auf völlig unverfängliche Themata zu leiten und in der gewandten Weise eines Weltmannes fortzuspinnen. Erst nach dem Frühstück, als die Diener das Zimmer

verlassen hatten, sagte er, sich mit seinem sanften gewinnenden Lächeln an Max wendend:

„Ich bin, wie Sie wissen werden, Herr Graf, als Kandidat für den hiesigen Wahlkreis aufgestellt worden und bitte als solcher auch um Ihre Stimme.“

Je sympathischer Max durch das Wesen seines Gastes berührt worden war, um so peinlicher war ihm dieser plötzliche Uebergang zum Angriff. Dennoch mußte er auf eine so direkte Bitte eine klare Antwort geben.

„Ich glaube, es sei Ihnen bekannt, daß meine Stimme schon vergeben ist,“ sagte er.

Der geistliche Rat lächelte wehmütig.

„Die Konservativen und meine Partei sind natürliche Allirte,“ sagte er, „es ist schmerzlich, daß dieses Bewußtsein noch so wenig Platz gegriffen hat.“

„Da Sie diese Dinge zur Sprache bringen, so erlauben Sie mir offen zu antworten,“ erwiderte Max. „Ich kann eine natürliche Alliance unserer Parteien nicht anerkennen, so lange die Ihre die hierarchischen Interessen über die patriotischen stellt, der Regierung feindlich gegenübertritt —“

„Verzeihen Sie, Herr Graf, Letzteres geschieht nur im Akte der Nothwehr und wird mit Gottes Hülfe

bald ein überwundener Standpunkt sein. In diesem Kreise übrigens, wo es sich nur um einen Kampf zwischen Konservativen und meiner Partei handelt, spitzt die Frage sich nicht so ernsthaft zu. Wo ein Auseinandergehen unserer Parteien aber zum Beispiel einem Socialisten zum Siege verhülfe — wäre es da nicht ein Verbrechen, den gemeinsamen Feind durch unsere Zwistigkeiten zu unterstützen?"

„Das ist eine Lage in der wir uns glücklicherweise nicht befinden.“

„Noch nicht, Herr Graf, aber nach meiner Ueberzeugung wird es nicht mehr allzulange dauern, bis es nur noch zwei große Lager giebt, in denen die Meinungen zusammentreffen: die Partei der Ordnung und die Partei des Umsturzes. Die letztere wird die Massen für sich haben, weil diese nichts zu verlieren, aber, nach ihrer Meinung wenigstens, Alles zu gewinnen haben. In unserer, in der Partei der Ordnung aber, werden wir, die wir die Kirche vertreten, die Einzigen sein, welche noch Macht über die Massen haben. Der Fels der Kirche wird der Grundpfeiler sein, welcher die sittliche Ordnung aufrecht erhalten wird. Und darum sollten die Konservativen in uns schon jetzt ihre natürlichen Bundesgenossen

sehen und schätzen. Reiche und Völker sind vergangen und werden vergehen, aber die Kirche wird ewig sein. Und darum sollte sich die Partei, welche sich die konservative, das heißt die erhaltende nennt, nicht von der Macht trennen, welcher die größte Erhaltungskraft inne wohnt, von der Kirche!“

Die verschleierte Augen des geistlichen Rates bligten, sein blaßes Gesicht hatte sich gerötet, während der Pfarrer jetzt mit niedergeschlagenen Blicken da stand, in peinlichster Verlegenheit vor dem drohenden Konflikt zwischen seinem Gast und seinem Patronats-herrn. Doch Graf Max war nicht Willens sich in weitere Erörterungen einzulassen.

„Ein Kompromiß mag unter Umständen nützlich sein,“ sagte er, „hier würde keine Notwendigkeit zu einem solchen vorliegen, und wie gesagt, ich habe dem Kandidaten meine Stimme zugesagt, der nach meiner Ueberzeugung meine Meinung vertreten würde. Ich bedaure daher —“

Er verbeugte sich gegen den geistlichen Rat, dessen Gesicht wieder den gleichmütig sanften Ausdruck angenommen hatte, der ihm zur zweiten Natur geworden war.

Mit vollkommener Höflichkeit verabschiedete er

sich von dem Grafen und verschwand mit leisen, fast schwebenden Schritten über das Parkett hingleitend, das unter den derben Stiefeln des nachfolgenden Pfarrers laut knarrte.

Graf Max stand am Fenster seines Zimmers und blickte über den alten wohlgepflegten Park hin, der sein Schloß umgab. Es war so schön, so friedlich hier, diese Bäume hatten schon seine Großeltern und Urgroßeltern gesehen und würden voraussichtlich dereinst auch seine Kinder beschatten. Was sprachen sie denn Alle von Umsturz und Unzufriedenheit? Gewiß, es gab viel Elend in der Welt und es war Menschenpflicht demselben zu steuern so viel man konnte. Aber das war immer so gewesen und würde wohl auch immer so sein.

Die Eichen da draußen rauschten, wie sie schon vor hundert Jahren gerauscht hatten. Damals gährten auch allerlei Umsturzgedanken in den Köpfen der Menschen. Die Eichen waren doch stehen geblieben und die Menschheit war nicht untergegangen trotz aller Revolutionswirren.

Graf Max zuckte die Achseln und murmelte:

„Die Eichen da sehen nicht aus, als ob der nächste Wirbelwind sie umreißen würde.“

Fünftes Kapitel.

Die Jagdsaison war vorüber. Graf Max war während derselben wenig zu Hause gewesen. Außer den Jagden in seinen eigenen ausgedehnten Forsten, zu denen sich ein größerer Kreis von Waidmännern in Blesendorf zusammenfand, hatte er die Jagden seiner Freunde und Verwandten in der Provinz mitgemacht. Die Tage waren ihm meist in Wald und Feld und die bis tief in die Nächte reichenden Abende im geselligen Kreis am Spieltisch verfloßen. Als die Jagd geschlossen war, fand er die Stille in Blesendorf unerträglich und ging nach Berlin, wo er ohnehin im nächsten Monat seine Übungszeit anzutreten hatte.

„Wie hast Du es nur bis jetzt auf dem Lande ausgehalten!“ fragte ihn Erwin Hofgald, mit dem er den ersten Abend in der Residenz zubrachte.

„Sehr gut, ich versichere Dich,“ erwiderte er lachend. „So lange ich die Büchse auf der Schulter tragen konnte, hatte ich nicht die geringste Sehnsucht nach einer Veränderung. Jetzt habe ich allerdings das Gefühl einigermaßen verwildert zu sein, aber das wird sich schon in der Berliner Luft verlieren. Morgen werde ich Besuche machen. Was giebt es denn Hervorragendes in der Gesellschaft?“

„Meinst Du unter den Damen?“

„Natürlich.“

„Ja, da ist nicht viel. Gute Partien giebt es so gut wie gar nicht.“

„Bewahre mich der Himmel. Glaubst Du, daß ich gekommen bin, um mich nach einer ‚Partie‘ umzusehen? Dieser Standespflicht zu genügen, habe ich noch immer Zeit genug, wenn ich ein paar Jahre älter geworden bin. Häuser mit heiratsfähigen Töchtern denke ich zu vermeiden.“

„Unter den jüngeren Frauen ist nichts Neues zu nennen. Du kennst sie ja Alle vom vorigen Jahre her.“

„Und bei den Theatern?“

„Om — Deine kleine Freundin vom Residenztheater ist immer noch sehr niedlich, sie fragte mich

neulich nach Dir und freute sich unsinnig, als ich ihr sagte, Du kämst wieder her.“

„Das ist ja rührend! Ich werde mir diese Freude morgen in der Nähe ansehen. Gibt es sonst nichts Interessantes?“

„Du kannst selbst urteilen, wenn Du mich am Montag zu Fräulein Lea begleiten willst. Sie feiert ihren Geburtstag und hält offenes Haus. Da wirst Du Alles sehen, was von den weltbedeutenden Brettern irgend Anspruch auf Interesse hat.“

„Ah, bei der Lea! Schön, ich will kommen. Detonirt sie immer noch?“

„Ein wenig, aber dafür macht sie noch brillantere Toilette als im vorigen Winter. Eine neue Erscheinung ist jetzt bei der Operette aufgetaucht, Fräulein Slava Bogus, eine schöne Person, hat aber noch zu wenig Routine auf der Bühne und ist langweilig ernst außerhalb derselben.“

„Nun, werden ja sehen, zunächst werde ich Umschau auf dem Parkett halten und dann wollen wir 'mal einen Blick hinter die Coulissen werfen. Wie geht es denn übrigens den Deinigen, ich habe noch garnicht danach gefragt.“

„Mein Bruder tritt zu Ostern bei unserm Re-

giment ein, es hat einige Schwierigkeiten gemacht. Papa wollte nicht recht, aber der Junge hat es doch durchgesetzt.“

„Und Deine Schwestern?“

„Lieber Himmel, die armen Dinger bringen halt den Winter hin so gut sie können. Die Kleine ist nun auch schon erwachsen, und man behauptet, daß sie sehr hübsch sei. Ich, als Bruder, will nicht urtheilen.“

„Sie versprach als Kind sehr schön zu werden, ich habe sie seit drei Jahren nicht gesehen.“

„Ja, was nützt das Alles? Ein armes Mädchel mit einem guten Namen ist schwer unterzubringen, und wenn sie noch so hübsch ist.“

„Ja, es ist ein Elend, daß heut zu Tage so viel Geld zum Leben gehört! Es ist Alles zu teuer und die Zeiten sind zu schlecht!“

Sie schritten das Trottoir der „Linden“ entlang. Breite Lichtströme ergossen sich durch die hohen Spiegelscheiben der Schaufenster. Hier blühten die Blumen aller Zonen und aller Jahreszeiten in prachtvollen Zusammenstellungen hinter den Scheiben, dort funkelten die Blumen der Tiefe, die Edelsteine in kostbaren Fassungen auf Sammet und Seide ruhend,

oder breiteten sich reiche, orientalische Teppiche aus, von Palmenwedeln überragt und von all den reizenden Dingen umgeben, welche das Kunstgewerbe erfindet, der Luxus gebraucht und deren Namen der Uneingeweihte oft nicht einmal zu nennen weiß. Ueber die glatte Asphaltfläche rollten Equipagen mit reichgeschirrten Pferden bespannt; im flüchtigen Vorüberreifen erkannte man ab und zu eine lichte, von Pelz und Spitzen umhüllte Frauengestalt hinter den Wagenfenstern, oder das Blitzen einer Uniform.

„Ja, es ist seltsam, daß heut zu Tage alle Welt knapp mit dem Gelde ist,“ sagte Erwin Hofgald, während er mit Max Blessen in die von elektrischem Licht beleuchtete und mit erotischen Pflanzen geschmückte Eingangshalle von Poppenbergs Restaurant trat und der galonirte Portier die Flügelthür öffnete, welche zu der teppichbelegten Treppe führt.

Sechstes Kapitel.

Graf Max hatte seine Besuche gemacht. Er hatte die Herren nervös und durch den Berliner Winter ermüdet, die Damen seiner Bekanntschaft gealtert, seinen besten Freund von der Studienzeit in Examenarbeiten steckend und in dem Hause, in welchem er sonst am liebsten verkehrte, eine herangewachsene, heiratsfähige Tochter gefunden — Alles Dinge, die ihm nicht geeignet schienen, seinen Berliner Aufenthalt angenehmer zu machen. Um so erwartungsvoller war er zu Fräulein Lea's Geburtstagsfeier gegangen und hatte bei der hübschen Sängerin, im Kreise von Sternen und Sternchen aus der Coulißenwelt und von jungen und alten Lebemännern einen Abend zugebracht, den seine Freunde sehr amüfant gefunden hatten.

Einige Tage später machte er einen einsamen Ritt durch den Tiergarten. Die Sonne stand so

frühlingsverkündend am Himmel, als schriebe man den ersten Mai und nicht den ersten März. Graf Max sog den kräftigen Nadelholzdunst ein und machte die Entdeckung, daß er Sehnsucht nach seinen heimischen Wäldern hatte.

„Merkwürdig, ich muß in dem einen Jahr, seit ich Berlin verließ, um vieles älter geworden sein!“ dachte er. „Was mich noch im vorigen Winter amüßte, ist mir jetzt eigentlich langweilig. Was war das zum Beispiel neulich bei der Lea? Viel unmotivirtes Lachen, lascive Scherze und schlechter Sekt! Sie imponiren mir nicht mehr, diese Damen, im Grunde genommen ist die Schminke doch allen in das Blut übergegangen. Interessant sieht die Bogus aus. Es wird wohl aber auch nichts dahinter sein. Allenfalls hat sich die kleine Mary noch etwas Natur bewahrt. Ich glaube, sie freute sich wirklich, als ich kam. Sie ist ein gutes, kleines Ding — aber sie schreibt eine schauderhafte Orthographie. Na, schriftlich haben wir ja glücklicherweise auch nicht viel miteinander zu schaffen. Ah — wie die Fichten duften! Wenn auf die Lichtung dort jetzt ein Hirsch herausträte: das gäbe ein Bild — und dann die Flinte an die Backe —“

Der ungleiche Gang seines Pferdes weckte ihn aus seiner Träumerei. Das Tier war lahm und Graf Max stieg ab, um den Schaden zu untersuchen. Ein Stein hatte sich unter den Huf geschoben und Graf Max versuchte vergeblich denselben herauszubringen. Das Pferd war unruhig, trat hin und her und vereitelte all' seine Bemühungen.

„Wenn nur Jemand da wäre, der es halten könnte,“ sagte der Graf und blickte spähend umher, doch in dem entlegenen Teil des Tiergartens, in den er geraten war, ließ sich weit und breit kein Mensch sehen.

„Steh doch,“ rief er dem Pferde ärgerlich zu und bückte sich nochmals, um einen erneuten Versuch zu machen, den Stein herauszubringen. Doch das Tier schüttelte den Kopf, schnaubte und trat unruhig hin und her.

„Soll ich Ihr Pferd halten?“ fragte da plötzlich eine Stimme hinter dem Grafen, und im selben Augenblick trat eine schlanke Frauengestalt in dunklem Promenadenkleide, neben das Pferd, das zuerst zurückwich, es dann aber ruhig geschehen ließ, daß die Fremde den Zügel ergriff und mit ihren behandschuhten Fingern seinen Hals streichelte.

„Sie sind sehr gütig — es handelt sich nur darum den Stein herauszubringen,“ sagte Graf Max, etwas verwirrt über diese plötzlich erschienene weibliche Hülfe.

„Dort liegt ein Stein am Wege, wenn Sie versuchten den Huf damit zu klopfen,“ meinte die Dame, „das Pferd wird jetzt ganz ruhig stehen.“ Sie beugte sich vor und blies in die Nüstern des Pferdes, das ihr den Kopf entgegenstreckte, während Graf Max mit Hülfe des zweiten Steines den ersten aus dem Huf entfernte.

„Ich bin Ihnen wirklich dankbar, meine Gnädigste,“ sagte er, jetzt mit erhitztem Gesicht aufblickend. „Das Tier wäre unfehlbar ganz lahm geworden, wenn es den weiten Rückweg mit dem Stein im Huf zurückgelegt hätte —“ er sah seine Helferin erstaunt an.

„Fräulein Bogus? Ich habe Sie im ersten Augenblick nicht erkannt, wie konnte ich auch vermuten —“

„Daß eine Schauspielerin einen so weiten Spaziergang macht?“ unterbrach sie ihn etwas spöttisch. „Ist das so unerhört?“

„Unerhört gewiß nicht, ungewöhnlich vielleicht!“

Aber wenn ich erstaunt bin Sie hier zu treffen, so bin ich doch noch viel erstaunter über Ihre Weise, mit einem Pferde umzugehen. Damen, die nie mit Pferden zu thun hatten, pflegen sich vor ihnen zu fürchten.“

„Woher wissen Sie, daß ich nie damit zu thun hatte?“

„Die Vermutung liegt doch nahe —“

„Ich kann ja einmal Kunstreiterin gewesen sein —“

„Sie? Fräulein Bogus? Aufrichtig gesagt, das glaube ich nicht.“ Er sah sie wieder sehr aufmerksam, fast prüfend an. „Ich zerbreche mir den Kopf darüber, wo ich Sie schon gesehen haben könnte,“ fuhr er fort. „Sie fielen mir schon neulich, bei Fräulein Lea auf.“

„Das muß ein Irrtum sein,“ antwortete sie kurz abweisend. „Meine theatralische Karriere ist noch jung —“

„Auf dem Theater war es auch nicht, das weiß ich genau. Sie sind keine geborene Berlinerin, nicht wahr?“

„Nein.“

„Aber auch keine Ausländerin, wie Ihr Name glauben macht — Ihr Deutsch ist dazu zu rein.“

„Es scheint mir sehr gleichgültig für Sie, Herr Graf, meine Nationalität festzustellen. Es freut mich, daß ich Ihnen helfen konnte. Doch Ihr Pferd wird ungeduldig, ich will Sie nicht aufhalten.“

„Das heißt, ich störe Sie, nicht wahr? Sie warten hier auf Jemand und wollen mich los sein. Sagen Sie es nur ehrlich, Fräulein Bogus.“

Ihre Oberlippe zog sich höhnisch herauf, ihre dunklen Augen begegneten den seinen mit gradem, festem Blick.

„Wenn ich Ihre Vermutung verneinte, würden Sie mir glauben?“

„Ja,“ antwortete er unwillkürlich.

„Nun denn, ich verneine. Ich erwarte Niemand, ich habe diesen einsamen Teil aufgesucht, weil ich die Natur liebe und die Menschen und die Stadt manchmal satt habe.“

„Und da ich auch ein Mensch bin —“

„Ich spreche von den Menschen als Heerdentieren — Sie können diese Bezeichnung nicht auf sich anwenden, da Sie mir nur als einzelner, individueller Mensch gegenüberstehen. Ich glaube sogar, daß dieselbe Sehnsucht nach Natur und Stille Sie hierher-

geführt hat wie mich, und freue mich, daß es noch einen Menschen giebt, der auch so fühlt.“

„Ich möchte Ihnen dasselbe sagen, Fräulein Bogus, aber, sehen Sie, aus meinem Munde würden dieselben Worte nicht die lautere Wahrheit sein, denn ich kann mich nicht darüber freuen, wenn eine Dame eine Unvorsichtigkeit begeht, und eine solche ist es doch immerhin, sich so weit allein hinaus zu wagen, dieser Teil des Tiergartens ist berüchtigt —“

„Bah, für eine Schauspielerin!“

„Sie sagen das mit einer Betonung, die ich, wenn ich Schauspieler wäre, für eine Beleidigung meines Standes auffassen würde.“

„Wollen Sie mir vielleicht sagen, daß Sie eine unbegrenzte Hochachtung vor diesem Stande hätten?“

„Ich wüßte nicht, warum ich das Gegenteil behaupten sollte.“

„Ja, wenn man Großes in seiner Kunst leistet, mag der Stand wohl seine Lichtseiten haben. Aber ich — ich bin nur eine Stümperin!“

„Ich kann das nicht beurteilen, da ich Sie nie auf der Bühne gesehen habe, möchte aber daran zweifeln.“

„Warum?“

„Weil Sie so aussehen, als müßten Sie das, was Sie einmal angefangen haben, auch mit Kraft und festem Willen durchführen.“

„Sie vergessen, daß neben Kraft und festem Willen für meinen Beruf noch Anderes notwendig ist, eine große Stimme zum Beispiel.“

„Wie gesagt, darüber kann ich nicht urteilen. Was mir aber feststehend scheint, ist, daß ich eine Dame in diesem Waldwinkel nicht allein lassen kann und daß ich Sie daher bitte meine Begleitung bis zu belebteren Gegenden anzunehmen.“

„Und das Pferd?“

„Das geht neben uns her. Sie haben mir ja bewiesen, daß Sie sich nicht vor Pferden fürchten.“

„Weil ich Kunstreiterin war.“

„Nein, das glaube ich nicht!“

„Weshalb nicht?“

„Aus Instinkt.“

„Ahhh —“

Sie schritten schweigend ein Stück Weges neben einander her.

„Sie sind nur vorübergehend in Berlin?“ fragte Slava Bogus dann. Er erzählte von seinen Ab-

sichten und sprach auch von seinem Winterleben in Blesendorf. Sie hörte mit sichtbarem Interesse zu und regte ihn durch Fragen immer wieder zu neuen Berichten an.

„Kennen Sie Oberschlesien?“ fragte er plötzlich.

„Wie sollte ich!“ antwortete sie schnell. „Aber ich sagte Ihnen schon, ich liebe den Wald und darum interessieren mich Ihre Jagdfahrten. Kennen Sie den Grunewald?“ fragte sie dann ablenkend.

„Natürlich.“

„Es ist ein eigenes Stück märkischer Naturpoesie,“ fuhr sie fort. „Besonders liebe ich ihn im zeitigen Frühjahr und im Spätherbst, wenn es dort noch einsam ist.“

„Ja, späterhin machen ihn die Butterbrodpapiere fast unmegsam.“

Sie lächelte und wieder schwiegen Beide. Noch war es einsam um sie her, aber schon hörte man das Rollen der Wagen von der breiten Korfstraße her, schon begann das Rauschen der Bäume und das Zirpen der Vogelstimmen sich mit dem Lärm der Weltstadt zu vermischen.

Slava blieb stehen.

„Ich denke hier trennen sich unsere Wege, Herr

Graf," sagte sie, „ich danke Ihnen für Ihre Begleitung.“

Er sah lächelnd auf.

„Ah ja, wir sind wieder in Berlin und da pflegt man nicht in Begleitung eines Pferdes spazieren zu gehen," sagte er. „Nicht wahr?“

„Nein, man pflegt das nicht, selbst wenn man Schauspielerin ist.“

„Darf ich Sie an einem der nächsten Tage zu einer Fahrt nach dem Grunewald abholen?“

„Das wäre schön.“

„Also fahren wir morgen Nachmittag.“

„Da habe ich Probe, aber übermorgen früh?“

„Gut, also übermorgen. Ich komme mit dem Wagen zu Ihnen.“

Sie nannte ihm ihre Adresse, reichte ihm die Hand zum Abschied und schlug einen Seitenweg ein, während er sich in den Sattel schwang und der Korsostraße entgegen ritt.

„Wo habe ich dieses Gesicht gesehen?“ fragte er sich. „Ich pflege doch nicht von schwarzhaarigen, selbstbewußten Frauen mit energischer Kopfhaltung und verschleierten Augen zu träumen?“

Siebentes Kapitel.

Graf Max hatte die Sehnsucht nach seinen Jagdgründen vergessen und sich in der Residenz akklimatisirt. Seine Vormittage nahm der „Dienst“ in Anspruch, das Diner nahm er gemeinschaftlich mit den Kameraden ein und die Abende verbrachte er meist im Klub, ab und zu in lustiger Gesellschaft, wobei dann die kleine Mary nicht fehlte. Befreundete Familien suchte er selten auf. Dazwischen hatte er ein paar Mal Spazierfahrten mit Fräulein Slava Bogus gemacht.

„Wie stehst Du eigentlich mit ihr?“ hatte ihn Erwin Hofgald eines Tages gefragt.

„Auf freundschaftlichem Fuße,“ hatte Graf Max geantwortet. „Sie ist ein denkendes Weib, und das ist eine Seltenheit.“

„Liebst Du sie?“

„Nein, glücklicher Weise nicht. Eine Liebe in dieser Sphäre darf nicht mehr als eine Liebelei sein und für eine solche ist Slava Bogus zu gut.“

„Theorieen! Ich bin nur ein einziges Mal in meinem Leben leidenschaftlich verliebt gewesen, und zwar in eine Schauspielerin.“

„Es wäre ein Unglück für mich, wenn mir das passirte, denn ich würde dann wahrscheinlich irgend eine große Dummheit begehen; aber es passirt mir nicht.“

„Bah, es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Meine Schöne heiratete einen russischen Fürsten der reicher war als ich — damit war mir jede Gelegenheit zu Dummheiten genommen. Ich bin freilich keine so begehrenswerte Partie wie Du es sein würdest, darum rate ich Dir auch, nimm Dich in Acht, die Bogus ist, glaube ich, kein bequemes Spielzeug.“

„Sie ist überhaupt keins für mich. Ich versichre Dich, daß wir uns sehr ernsthaft unterhalten. Ich fange überhaupt nicht so leicht Feuer und denke, daß in meinem Leben einmal andere Dinge, als die Beziehungen zu Frauen, eine Hauptrolle spielen sollen — wie im Leben eines jeden vernünftigen Mannes.“

„Was hast Du denn für Zukunftspläne?“

„Ich kann sie noch nicht präzisiren — vorläufig habe ich auch noch keinen rechten Eifer für irgend eine ernste Thätigkeit und will das Leben noch ein wenig genießen, ehe ich anfangen es auszunutzen.“

„Und dabei sollen Dir Slava Bogus in ernstern und die kleine Mary in heiteren Stunden helfen!“

„Die kleine Mary? Lieber Himmel, das ist wie ein Glas Champagner bei einem Diner; es gehört dazu, aber es macht das Menu nicht aus.“

„Ja, da hast Du Recht! Es gehört dazu! Kommst Du heute mit uns nach Charlottenburg?“

„Nein, ich habe der Bogus versprochen sie abzuholen.“

„Ah, so.“

Einige Stunden nach diesem Gespräch fuhr Graf Max mit Fräulein Bogus in den Grunewald. In der Nähe des Bahnhofes Hundefehle stiegen sie aus, um zu Fuß weiter zu gehen. Graf Max beschrieb dem Kutscher einen Punkt des Weges, an welchem der Wagen sie wieder treffen sollte, und vertiefte sich dann mit Slava in die graugrüne Dämmerung des Riefenwaldes.

Er dachte an sein Gespräch mit Hofgald und

freute sich konstatiren zu können, daß seine Pulse jetzt in Slava's Nähe nicht schneller schlugen als vorhin; dennoch übte ihre Persönlichkeit einen eigenen Reiz auf ihn aus. Ihm war ihr gegenüber stets zu Mute, als gälte es ein Geheimniß zu lösen, das seinen Scharfsinn herausforderte. Schon öfter hatte er versucht, sie auf ihre Kindheit und erste Jugend zu sprechen zu bringen. Stets war sie ihm ausgewichen, und hatte es geschickt verstanden ihn zum Sprechen zu bringen und selbst zu schweigen. Noch nie hatte er einem Menschen so viel von sich erzählt als ihr. Sie kannte seine frühesten Kindererinnerungen, den Einfluß den seine unbedeutende, gutherzige und übertrieben zärtliche Mutter und sein kluger, weltgewandter, aber herzenskalter Vater auf ihn ausgeübt hatten, seine Jugendfreundschaft mit dem Prinzen Anton, der, in Folge eines Fiebers, das er sich auf ihrer gemeinschaftlichen Reise zugezogen hatte, bald nach seiner Rückkehr gestorben war, seine Reiseerlebnisse, seine Beobachtungen und Erfahrungen in der Gesellschaft — ja sogar von seiner ersten Liebe hatte er ihr erzählt.

„Sie haben eine Art zuzuhören, die mehr zum Erzählen anspornt als die inquisitorischsten Fragen,“

sagte er, nachdem er sich wieder zu allerlei Berichten hatte hinreißen lassen, obgleich er heut mit dem Vorsatz, sie einmal zum Reden zu bringen, ausgegangen war. „Ich wünschte, ich hätte etwas von Ihrem Talent, und sie vergälten Vertrauen mit Vertrauen und erzählten nun auch einmal Ihrerseits ein wenig Biographie.“

„Wenn Sie wüßten, wie süß es für eine Frau in meiner Stellung ist, das Wort ‚Vertrauen‘ ausprechen zu hören, würden Sie es natürlich finden, wenn ich Alles vermeide, was dieses mich so beglückende Vertrauen erschüttern könnte.“

„Das verstehe ich nicht.“

„Es ist doch sehr einfach. Sie würden mich wahrscheinlich Ihres Vertrauens nicht mehr für würdig halten, wenn ich Ihnen meine Geschichte erzählte, und dennoch fühle ich, daß Sie dasselbe nicht verschwenden — daß ich besser bin, als Sie glauben würden, wenn Sie mich genauer kennten.“

„Lieber Himmel, ich weiß doch, daß eine Frau, die auf sich selbst angewiesen ist und allein in der Welt steht, wie Sie, nicht unter einer hermetischen Glasglocke aufwachsen kann wie unsere höheren Töchter. Warum halten Sie mich denn für so engherzig?“

„Das thue ich nicht, aber welchen Zweck hätte es, wenn ich ein Leben vor Ihnen entrollte, welches nur Schmerzliches enthält? Vieles hat mich unverschuldet, ebensoviel vielleicht durch eigenes Verschulden betroffen. Es ist eine Wohlthat für mich, einmal vergessen zu können — ich kann es in den Stunden, in denen wir so nebeneinander hergehen und von andern Dingen sprechen als von mir. Warum wollen Sie mir dieses Glück zerstören?“

„Wenn man Sie so reden hört, möchte man glauben, Sie hätten irgend ein schweres Verbrechen auf sich geladen, und doch kenne ich Sie bei all Ihrer Verschlossenheit genug, um zu wissen, daß das nicht der Fall sein kann.“

Sie zuckte die Achseln.

„Ich lebe unter Bedingungen, welche es mir zweifelhaft erscheinen lassen, ob das Leben all der Mühe, die es macht, wert ist — aber ich finde nicht den Mut, einen Strich unter diese niemals stimmende Rechnung zu machen. Und nun, bitte, fragen Sie nicht mehr. Der Wald und die Luft sind so schön. Warum sollen wir uns den Abend mit häßlichen Gedanken verderben? Sagen Sie mir lieber, weshalb Sie nie das Theater besuchen, wenn ich spiele?“

„Darf ich ganz ehrlich sein?“

„Ich bitte darum.“

„Nun, Sie selbst sind Schuld daran. Sie haben mir einmal gesagt, Sie hätten kein Talent. Ich möchte mir nun den angenehmen Eindruck, den ich von Ihnen außerhalb der Bühne empfangen, nicht dadurch trüben, daß ich vielleicht auf der Bühne Ihre Behauptung gerechtfertigt fände.“

Sie senkte den Kopf. Dann sah sie ihren Begleiter an.

„Sie haben Recht,“ sagte sie, „und es ist besser Sie bleiben fort. Sehen Sie, es ist möglich und ich glaube es sogar, daß ich das Zeug zu einer tragischen Heldin in mir habe. Die Brunhild möchte ich singen, oder die Elisabeth im Tannhäuser — aber dazu reicht meine Stimme nicht aus. Die heiteren Operettenrollen sind mir verhaßt! Und gerade zu diesen bin ich verurteilt.“

„Aber — wenn Ihre Stimme nicht für diese Ihnen sympathischeren Rollen ausreicht, weshalb gehen Sie nicht zum Schauspiel über?“

„Man hat mir gesagt, ich sei nicht mehr jung genug, um damit anzufangen, und dann — mir sind die Flügel gebrochen, ich habe die Energie nicht mehr,

mich in ein anderes Fahrwasser zu bringen. Aber da sind wir wieder bei dem Thema, das ich vermeiden wollte, angekommen, bei mir selbst.“

„Bleiben wir einmal dabei. Als Freundschaftsbeweis bitte ich darum.“

Sie trat auf den Fahrweg, den sie eben erreicht hatten, hinaus und blickte spähend um sich.

„Zunächst sollten wir uns doch nach unserem Wagen umsehen,“ sagte sie. „Es fängt an dunkel zu werden, und der Wagen sollte uns hier treffen.“

„Er ist auch jedenfalls in der Nähe,“ meinte Graf Max und begann zu rufen. Doch nur das Echo gab seinen Ruf zurück. Kein entferntes Wagenknarren ließ sich hören, so aufmerksam die beiden Waldwanderer auch lauschten. Die Sonne war inzwischen hinter den Kiefern versunken, die Dunkelheit begann rasch hereinzubrechen.

„Wir müssen diesen Weg zur Rechten einschlagen,“ sagte Graf Max, „der Kutscher scheint mich falsch verstanden zu haben, und wenn wir ihn nicht unterwegs treffen, so führt uns diese Straße doch zur Station, von der aus wir den letzten Zug benutzen können, um heimzukehren.“

Er sah nach der Uhr.

„Wir müssen allerdings ziemlich schätz zugehen, um noch zurecht zu kommen,“ sagte er.

Sie beschleunigten ihre Schritte und die Eile, zu der sie sich genötigt sahen, ließ kein rechtes Gespräch mehr zwischen ihnen aufkommen. Graf Max war außerdem durch den Aerger über den Kutscher in einen andern Ideengang geraten und begnügte sich damit, einige Bemerkungen über „die Dummheit der Leute, die nie verstehen, was man ihnen noch so deutlich auseinandersetzt“, zu machen.

Sie erreichten den Bahnhof bei dem zweiten Läuten und hatten nur gerade Zeit, Billets zu lösen und einzusteigen. Zwei Passagiere, die im selben Coupé saßen, stiegen am Bahnhof „Zoologischer Garten“ aus. Graf Max wollte eben die Coupéthür schließen, als dieselbe mit einem kräftigen Ruck aufgerissen wurde und ein Herr einstieg, welcher gleich darauf einer Dame in Halbtrauer beim Einsteigen behülflich war. Erst als diese bequem in der Ecke Graf Max gegenüber saß, wandte auch der Fremde ihm sein Gesicht zu. Beide Herren griffen an ihre Hüte.

„Ergebener Diener, Herr Graf.“

„Ah, Sie hier, Herr Direktor! — Sie sind gewiß bei der Versammlung der Eisenindustriellen?“

„Ja wohl, und zeige meiner Frau zugleich Berlin —“ er wandte sich an die Dame in Halbtrauer. „Liebe Anna, ich glaube, Du kennst den Grafen Blesßen schon —“

Graf Max erhob sich halb.

„Gnädige Frau, ich weiß nicht, ob ich noch den Vorzug habe —“ er ärgerte sich über die Trivialität der Unrede, hatte aber doch im Augenblick nichts Anderes gefunden.

„Gewiß, Herr Graf,“ antwortete eine schüchterne Stimme. Er sah wie das Gesichtchen der jungen Frau erglühte und fand sich selbst und die ganze Situation entsetzlich albern.

„Wir waren im zoologischen Garten,“ sagte der Direktor Kemberg, „diese Stadtbahn ist wirklich eine sehr angenehme Neuerung.“

„O ja, in der That.“

„Uebrigens, da ich Sie hier treffe, Herr Graf, darf ich wohl mündlich eine Frage erörtern, die ich schriftlich an Ihre Güterdirektion richten wollte. Haben Sie den Verkauf Ihrer Grubenhölzer schon abgeschlossen?“

„Ich glaube nicht, indeß ich bin nicht genau

orientirt, da ich mich seit zwei Monaten in Berlin befinde und mein Generaldirektor Vollmacht hat.“

Die Herren rückten näher zusammen und besprachen geschäftliche Angelegenheiten. Anna wandte ihr Gesicht dem Fenster zu und blickte in die Nacht hinaus. Wie oft hatte sie früher zum Sternenhimmel aufgeblickt und dabei an den Mann gedacht, der jetzt so gleichgültig ihr gegenüber saß. Ja, er war gleichgültig, dachte sie, und sie war es auch. Sie war thöricht gewesen, ein armes, junges Ding, das die Welt nicht kannte und er, er hatte mit ihr gespielt. Nun aber war sie in Sicherheit vor ihm. Nun hatte sie einen Schutz und eine Stütze gefunden. Wie gut ihr Mann war! Wenn Max Blossen nur nicht gesprochen hätte! Anzusehen brauchte sie ihn ja nicht, aber der Ton seiner Stimme klang durch das Rasseln des Zuges zu ihr, und diese Stimme, der sie einst mit Entzücken gelauscht hatte, that ihr weh. Sie war so mit ihren eigenen Empfindungen beschäftigt, daß sie die Dame nicht beachtete, die in der anderen Ecke des Coupés saß und deren Gesicht ein dichter, dunkler Schleier bedeckte.

Slava hatte sich, wie Anna, tief in ihre Ecke gedrückt. Doch blickte sie nicht wie jene hinaus in

die nächtliche Landschaft, sondern ihr Auge schweifte unablässig von der Gestalt der jungen Frau hinüber zu deren Gatten und dann wieder zurück zu jener. Der Schleier verhüllte ihren Blick und sagte Max Blessen zugleich, daß sie infognito bleiben wolle, was ihm selbst nur erwünscht war. Der Zug brauste dahin. Remberg sprach in seiner klaren, ruhigen Weise über eine industrielle Frage, Max hörte etwas zerstreut zu und die beiden schweigenden Frauen schienen teilnahmslos.

„Bahnhof Friedrichstraße!“ Im hellen Schein des elektrischen Lichtes vor den Coupés eine unruhig, durcheinanderwogende Menschenmenge, welche sich vor den nach abwärts führenden Treppen staut. Rufen, Rasseln anderer ankommender und abgehender Züge, unter der gewölbten Glasdecke hinziehende Dampfwolken, welche die Halle mit jenem eigentümlichen Geruch erfüllen, den man nicht einatmen kann, ohne an Billetschalter und Kofferträger zu denken und:

„Ich habe mich gefreut, Sie zu sehen, Herr Direktor, empfehle mich, gnädige Frau, viel Vergnügen in Berlin,“ ruft Max Blessen den Aussteigenden nach. Dann wendet er sich an Slava, die unbeweglich in ihrer Ecke sitzt.

Er versteht, daß sie seine Bekannten erst fortgehen lassen will, ehe sie in seiner Begleitung aussteigt, und wartet neben ihr stehend.

„So eine fatale, langweilige Begegnung,“ sagt er, „die Welt ist rund, überall purzeln Einem die Bekannten auf den Hals. Haben Sie sich sehr gelangweilt?“

Sie macht eine Bewegung, als wolle sie sich aufrichten, da dringt unter ihrem Schleier hervor ein Schluchzen, so herzbrechend, daß Max sich erschreckt über sie beugt.

„Was haben Sie, um Gottes Willen, was ist geschehen?“

Sie neigt den Kopf in ihre Hände, er sieht, wie ihre Gestalt zittert, sie, die er immer ruhig und stolz sah, hat die Herrschaft über sich vollkommen verloren und weint wie ein Kind, dem weder Stolz noch Vernunft gebieten können, seine Thränen zu verbergen.

Der Schaffner will die Coupéthür schließen.

„Halt, lassen Sie uns noch hinaus,“ ruft Max.

„Ich bitte sich zu beeilen,“ tönt es zurück.

„Fassen Sie sich, Slava, ich bitte Sie!“ flüstert Max.

Da steht sie neben ihm und sagt mit gebrochener Stimme:

„Verzeihen Sie mir.“

Er reicht ihr die Hand, sie steigen aus und schreiten stumm und eilig durch die Menschenmenge.

Als sie den Bahnhof hinter sich hatten, atmete Slava tief auf und hielt Max zurück, als dieser einen Wagen heranwinken wollte.

„Lassen Sie uns gehen,“ bat sie. Er bot ihr den Arm.

„Wollen Sie mir erklären, was Ihre Aufregung bedeutete?“ fragte er.

„Ja, denn ich ertrage es nicht mehr, und Sie sind gut und werden verschwiegen sein! Ich habe meine Schwester wiedergesehen!“

Er ließ unwillkürlich ihren Arm los.

„Fräulein von Lazinsky — mein Gott, Sie — Sie —“

„Still, nennen Sie den Namen nicht, Sie wissen, daß Sophie von Lazinsky todt ist für die Welt und für die Ihrigen — sie darf nicht auferstehen! O, ich hätte auch Ihnen gegenüber schweigen sollen, aber ich ertrug es nicht, dieses Wiedersehen —“ Sie hielt plötzlich inne, die wiederaufsteigenden Thränen verhinderten sie weiter zu sprechen.

Einige Augenblicke gingen Beide schweigend nebeneinander her. Dann begann Max:

„Bereuen Sie den Zufall nicht, der mich zum Mitwiffer Ihres Geheimnisses machte. Vielleicht kann ich Ihnen nützen —“

„Der Todten nützt kein Freundesdienst mehr, und ich sage Ihnen ja, daß mein eigentliches besseres ‚Ich‘ längst todt ist! Was übrig blieb, ist ein schattenhaftes Wesen, das nicht mehr den Mut findet, sich selbst zu vernichten, und das sein Dasein hinschleppt so gut oder vielmehr so schlecht es eben geht. Was meinen Sie wohl, daß meine Schwester sagen würde, wenn ich plötzlich ihre, wie es scheint ruhig glücklichen und geebneten Bahnen kreuzte? Mit einer Lüge würde ich nicht vor sie hintreten, und wenn ich ihr die Wahrheit sagte, müßte sie sich von mir abwenden!“

„Dem Unglücklichen verzeiht man viel,“ warf Max dazwischen. Sie fuhr erregt fort:

„Sie vielleicht, weil Sie ein Mann sind und die Welt und das Leben kennen, aber eine Frau, die in glücklichen, bürgerlichen Verhältnissen lebt — und ich hoffe, daß das bei meiner Schwester der Fall ist, wie soll die mich verstehen, wie könnte die mir verzeihen?“

Max schwieg, er fühlte, daß sie Recht hatte. Ein unfägliches Mitleid mit dem schönen jungen Weibe, in dessen Herz er plötzlich einen so tiefen Blick gethan hatte, überkam ihn. Schweigend legte er ihren Arm wieder in den seinen und sie dankte ihm mit einem leisen Druck der Hand.

„Wie ist das Alles so gekommen?“ fragte er nach einigen Augenblicken.

„Wie es gekommen ist? O, das ist eine sehr alltägliche Geschichte. Ich liebte einen Mann, der mich nicht heiraten konnte, weil wir Beide arm waren. Erst wollte ich ihm entsagen, dann gab ich mich ihm hin — und als ich glaubte an seiner Seite, wenn auch außerhalb der Schranken, welche die Gesellschaft zieht, glücklich sein zu können, da merkte ich, daß ich sein Leben zerstörte und — daß er vergeblich gegen eine neue in ihm aufkeimende Neigung zu einem vornehmen und reichen Mädchen, das in jeder Beziehung geeignet war, ihn glücklich zu machen, ankämpfte. Ich gab ihn frei, und dann — dann wollte ich nicht sterben, um aber weiter zu leben, bot sich mir nur ein Weg, nur eine Hülfe. Ich nahm sie an. Seitdem verachte ich mich und lebe weiter! Sie sehen, meine Geschichte ist weder interessant noch

absonderlich, Hunderte werden Ihnen die nämliche erzählen, wenn Sie danach fragen wollen —“

„Aber sie wird nicht immer wahr sein. Und daß das bei ihnen der Fall ist, und daß Sie wirklich nur unglücklich und nicht schuldig sind, das fühle ich; aber eben deshalb muß es einen Ausweg aus diesem Elend für Sie geben.“

„Ich danke Ihnen für diese Worte. O, Sie wissen nicht, wie wohl sie mir thun; aber glauben Sie mir, mir ist nicht zu helfen. Ich habe die Energie nicht mehr, um mich herauszureißen. Wozu auch? Ich kann mich wohl ab und zu noch zum Verzweifeln elend fühlen, wie vorhin, wo die Begegnung mit meiner Schwester mich bis ins Innerste getroffen hatte — aber im Allgemeinen bin ich mir selbst so gleichgültig!“

„Das würde anders werden, wenn Sie wieder Freude an sich selbst hätten!“

„Nein, ich fühle, daß das nicht mehr möglich ist. Wenn es sein könnte, ich hätte nur die Hand auszustrecken gebraucht, um mir eine ruhige, freundliche Häuslichkeit zu sichern; aber ich würde dadurch nur zu allem Uebrigen noch die Schuld auf mich geladen haben einen anderen Menschen unglücklich zu machen.“

Wahres, reines Glück vermag ich nicht mehr zu empfinden und ebenso wenig zu geben.“

Mar schüttelte den Kopf.

„Sie glauben es nicht,“ fuhr sie fort, „und doch ist es so. Sehen Sie, ich besaß ein Wesen, das mir teuer war: mein Kind. Am Kranken- und später am Todtenbett dieses Kindes lernte ich einen Arzt kennen, der sich bald mein volles Vertrauen erwarb. Mein Leben hatte kein Geheimniß vor ihm, als das meines wahren Namens, den ich ihm verschwieg, und dennoch hatte er den Mut mir seine Hand zu bieten. Er sagte mir dabei, daß er nie in seinem Leben glücklich gewesen sei, und daß er das Glück seiner Zukunft von mir erwartete. Wäre noch eine Spur von Lebensfreudigkeit in mir, glauben Sie nicht, daß ich diese rettende Hand mit Dank und Jubel ergriffen hätte? Aber ich mag mich nicht selbst belügen und einen Anderen dazu. Ich kann nicht mehr glücklich sein!“

„Sie liebten diesen Mann, der Sie heiraten wollte, nicht, das war es.“

Sie standen vor der Thür des Hauses, in welchem Slava Bogus, oder richtiger Sophie von Lazinsky wohnte. Die Gasflamme der nächsten Laterne beleuchtete Mar Bleffens Gestalt und seine vornehmen,

regelmäßigen Züge. Die Schauspielerin blickte zu diesem Gesicht auf, aus dessen Augen ihr eine so warme Teilnahme entgegenleuchtete, daß ein Schauer des Entzückens sie durchrieselte. Nein, sie hatte jenen Arzt nicht geliebt, er hatte Recht. Sie hatte geglaubt überhaupt nicht mehr lieben zu können, sie hatte ihr Herz für todt gehalten, noch vor wenigen Augenblicken. Jetzt senkte sie plötzlich den Kopf und heiße Glut brannte auf ihren Wangen. Da trat ein elegant gekleideter Herr aus dem Hause und stutzte als er die Schauspielerin und ihren Begleiter vor sich sah. Im nächsten Augenblick griff er an seinen Hut:

„Graf Blessen, wenn ich nicht irre?“

Mar erwiderte zögernd den Gruß.

„Ich weiß nicht, ob ich den Vorzug habe noch gekannt zu sein,“ fuhr der Andere fort, „Assessor Doktor Frankfurt —“

„Ach, der Sohn des Herrn Isidor Frankfurt,“ grüßte Mar leichtthin. „Entschuldigen Sie, Herr Assessor, Sie sehen, ich bin nicht allein.“ Er wollte, sich an Sophie wendend, vorüberschreiten, doch der Assessor reichte Sophie die Hand und sagte mit einem spöttischen Lächeln:

„Da bist Du endlich. Ich habe Dich schon seit

einer Stunde erwartet und verlor eben die Geduld. Nun finde ich freilich die Verzögerung sehr erklärlich“ — er wandte sich mit einer verbindlichen Verbeugung an Max. „Würden Sie uns vielleicht die Ehre erweisen wollen, eine Tasse Thee bei uns einzunehmen, Herr Graf?“

Max' eben noch so freundliche Züge hatten einen harten, abweisenden Ausdruck angenommen.

„Ich danke Ihnen, Herr Assessor! Gute Nacht, Fräulein Bogus!“

Er wandte sich ab und schritt die Straße entlang weiter, während die beiden Anderen in dem Hause verschwanden. Also das war es! Das war die Hülfe, die sich der Unglücklichen geboten hatte. Nun erst glaubte Max ganz klar zu sehen. Sie hatte diese Hülfe wohl angenommen, um ihr Kind vor dem Hunger zu retten — und dann, als es starb — sie hatte ja von seinem Todtenbett gesprochen, dann war sie an sich und am Leben verzweifelt und hatte die Dinge weiter gehen lassen, wie sie eben gingen.

Max Blessen verbrachte einen höchst unbehaglichen Abend. Immer sah er Sophie Lazinsky und den Assessor vor sich. Erst zürnte er ihr wie ihm, dann ihm allein, schließlich, in dem Maße in dem sich seine

eigenen Empfindungen beruhigten, fand er den Assessor ganz gleichgültig und ein großes Mitleid mit Sophie blieb übrig. Er überlegte hin und her, wie ihr zu helfen sei. Endlich war sein Entschluß gefaßt. Aus ihrer jetzigen Lage mußte sie befreit werden, sei es auch gegen ihren eigenen Willen.

Achtes Kapitel.

Drei Tage später ließ Max Blessen sich bei Sophie von Lazinsky melden. Sie kam ihm entgegen, als sie seine Stimme im Hausflur hörte, und zog ihn eilig in den kleinen Salon.

„O wie gut von Ihnen, zu mir zu kommen,“ rief sie. „Ich fürchtete Sie ganz verloren zu haben, und nun sind Sie wieder da vor mir.“ Ihre Wangen hatten sich, während sie sprach, gerötet und ein Lächeln verschönte ihr sonst so ernstes Gesicht. „Ja, und ich hoffe, daß das, was ich Ihnen zu sagen habe —“

Er unterbrach sie und blickte auf die halbgefüllten Koffer und Kasten, welche in dem Zimmer umherstanden. „Aber was bedeutet denn das?“

„Das bedeutet meine Freiheit,“ erwiderte sie, „ja, ich bin frei von einer Kette, die mich zu erdrücken drohte, und daß es so kam, danke ich Ihnen! Morgen

beziehe ich eine kleine, bescheidene chambre garni — wo ich nur mir selbst angehören werde.“

„Aber ich verstehe nicht —“

„Daß ich plötzlich die Energie wieder gefunden habe, die mich ganz verlassen hatte, daß ich aus meiner völligen Passivität heraustretend einmal handelnd in mein Schicksal eingriff? Ja, das ist freilich ein Wunder, an das ich selbst nicht mehr glaubte. Ihre Teilnahme, verbunden mit dem Grauen, das ich vor mir selbst empfand, als jener Mensch seine Ansprüche so unverschämt in Ihrer Gegenwart geltend machen durfte, haben es bewirkt. Ich habe ihm gesagt, daß ich das Leben mit ihm nicht länger ertragen könnte, daß die Dankeschuld, die ich gegen ihn empfand, weil er sich meiner einst angenommen hatte, als ich mit meinem Kinde im Elend war, daß diese Schuld längst getilgt sei. Und er — nun er war meiner vielleicht auch überdrüssig. Unsere Trennung war leichter, als ich dachte. O, wie vermag ich es Ihnen jemals zu danken, daß Sie mir meine Thatkraft wieder gaben! Nun ist der Herenring zerbrochen und ich habe Sie nicht verloren! Wissen Sie, daß ich jetzt wirklich von einem neuen Leben träume, in dem der Mut eine große Rolle spielen soll, und in dem vielleicht

ein wenig Lebensfreudigkeit, die ich noch vor wenigen Tagen für immer verloren zu haben glaubte, als Lohn zu gewinnen ist!“

Ihre großen Augen leuchteten. Sie hatte in einer fast fieberhaften Erregung gesprochen und Max hatte nicht versucht sie zu unterbrechen.

Jetzt legte er beschwichtigend seine Hand auf die ihre.

„Da Sie diese Vorsätze haben, so wird die Botschaft, die ich Ihnen bringe, Sie freuen und Sie werden mir nicht zürnen, daß ich Ihrem Wunsche nicht nachkam.“

„Welchem Wunsche? Sie erschrecken mich! Um Gottes Willen, Sie haben doch nicht meiner Schwester gesagt — —“

„Ich bitte Sie, beruhigen Sie sich, ich habe erst gesprochen, nachdem ich das Terrain rekognoscirt hatte.“

„Aber Sie haben gesprochen?“

„Nur mit Ihrem Schwager, dem ich es überlassen habe seiner Frau mittzuteilen, was und wie viel er will.“

Sophie hatte beide Hände vor das Gesicht geschlagen. Max Blessen sprach eindringlich und überzeugend von seinem festen Entschluß ihr zu helfen

und seiner Erkenntniß, daß dies nur geschehen könne, wenn er die zerrissenen Fäden mit ihrer Familie wieder anknüpfte. Sie lauschte mehr seiner Stimme als dem, was er sagte. Endlich ließ sie ihre Hände sinken und sah ihn an.

„Sie wollen es, nun wohl, ich will mein Schicksal aus Ihrer Hand hinnehmen,“ sagte sie. Und wieder empfand er jene Bewegung, die dem überwältigenden Mitleid gleich und doch zärtlicher war als jenes. Es war dasselbe Gefühl, daß sich seiner bemächtigt hatte, als er ihr vor drei Tagen vor der Schwelle ihres Hauses gegenüber stand. Aber wie damals die Erscheinung des Assessors sie getrennt hatte, so war es jetzt der Schatten alles dessen, was gewesen war, der trennend und erkältend zwischen ihm und ihr stand, und er war sich dessen bewußt. Er wandte den Blick ab, während ihre leuchtenden Augen an ihm hingen, und seine Stimme klang ruhig, während die ihre vor Bewegung zitterte.

Als er fort war, stand sie mitten im Zimmer und blickte die Thür an, die sich hinter ihm geschlossen hatte, dann drückte sie die Hände auf die Brust und flüsterte:

„Mein Gott, ist es denn möglich? Kann ich

wirklich noch einmal ein neues Leben beginnen? Kann ich noch einmal vergessen und noch einmal jung werden?" Sie dachte an ihre erste Jugend. Sie sah das kleine Zimmer wieder vor sich, daß sie einst mit ihrer Schwester bewohnt hatte, und hörte Anna's kindliche Stimme vertrauensvoll flüstern: „D, Max ist so gut, Du glaubst nicht, wie gut er ist! Und er hilft uns Allen.“ Arme kleine Anna! Auch sie hatte damals eine Enttäuschung durchzumachen; aber die Schuld daran lag in den Verhältnissen, nicht in den Personen. Und Max war derselbe geblieben; aber Anna brauchte ihn nicht mehr, sie war geborgen. Nun war Sophie es, die dasselbe Vertrauen empfand, das Anna einst ausgesprochen hatte. „Vertrauen,“ wiederholte sie jetzt, „ist es nur das? Kann, darf es denn mehr sein?“ Sie schüttelte den Kopf, sie wollte nicht nachdenken. Sie wollte nur Alles gut heißen, wozu der Impuls von ihm ausging.

Am Abend desselben Tages trat sie auf. Es war ihr, als sei ein neuer Geist über sie gekommen. Sie fühlte, daß sie besser spielte als sonst. Sie wurde gerufen. Als sie vor die Lampen trat, sah sie nur Max Blessen, der in Gesellschaft des Direktor Remberg in der Fremdenloge saß, und wenn es noch nicht helle

Freude war, die ihre Seele erfüllte, so hatte sie doch das Gefühl, für die Freude und das Glück noch nicht ganz abgestorben zu sein. Als der Vorhang gefallen war, ließ der Direktor Nemberg sich bei ihr melden.

„Er allein, oder ist eine Dame dabei?“ fragte sie in atemloser Spannung. Nein, er war es allein, der im nächsten Augenblick vor Sophie stand.

Was er zuerst sagte, was sie erwiderte — sie wußte es nicht. Ihr Herz klopfte zu übermächtig. Aber dann sprach er so klar und deutlich, so einfach und so ruhig, daß sie ihn doch verstehen mußte; und dabei war es ihr, als stockten ihre Herzschläge, die sich zuerst überstürzt hatten. Es war klar, er liebte seine Frau, dieser Direktor Nemberg, der mit ihr in rein sachlichem Tone sprach, als handle es sich um die Ordnung einer Geschäftsangelegenheit und nicht um Gefühlsfachen. Er liebte seine Frau und er wollte derselben, wenn möglich, die Schwester, an der sie einst mit Zärtlichkeit gehangen hatte, erhalten; aber diese sollte erst beweisen, daß sie noch würdig sei, die Hand der Schwester zu berühren — Anna's Ruhe sollte nicht gestört werden, ehe man dessen sicher war. Sophie sollte vorläufig bei der Bühne bleiben, sie würde aber von heute ab über die nötigen Mittel

verfügen sich weiter auszubilden und sorgenfrei zu leben —

„Und meine Schwester, meine Schwester, werde ich sie nicht sehen?“ rief Sophie endlich Remberg unterbrechend.

„Später — ich hoffe es — ja, jetzt, nachdem ich Sie gesehen habe, glaube ich es mit Sicherheit.“

Eine heiße Blutwelle stieg in Sophiens Stirn und Wangen. Sie wollte heftig auffahren, sie wollte diesem Herrn Remberg sagen, daß sie seine Geschenke nicht annähme und auf das Vergnügen, ihn zu sehen, verzichte, da er sich zwischen sie und ihre Schwester stelle.

Da öffnete sich die Thür. Max Blessen stand auf der Schwelle. Mit einem schnellen Blick auf Sophie trat er ein und reichte ihr die Hand entgegen. „Ich störe Sie nicht,“ rief er, „nicht wahr? Und nun Sie Ihren Schwager kennen gelernt haben, zürnen Sie mir auch nicht mehr, weil ich diese Bekanntschaft vermittelte? Sie werden einen festen Halt an ihm im Leben haben, und die Aussicht, daß er Ihnen Ihre Schwester wieder zuführen wird, ist doch auch etwas wert. Also im Ganzen sind Sie zufrieden mit mir, ja? Und Sie doch auch?“

Mit dieser letzteren Frage wandte er sich an Remberg.

„Ich bin Ihnen dankbar, Herr Graf,“ erwiderte dieser. Sophie schwieg. „Ich freue mich so von ganzem Herzen, daß ich diese Begegnung herbeigeführt habe,“ fuhr Max Blessen fort, „und ich erhoffe davon das Beste für die Zukunft!“

Sophie sah ihn an. Dankbar — das konnte sie nicht sein. Aber auch ihr Zorn hielt nicht Stich vor Max Blessens Blick und Worten. Er hatte aus wahrer Teilnahme an ihrem Schicksal gehandelt, das fühlte sie, und sobald er nur wieder vor ihr stand, war es ihr, als müsse sich nun Alles zum Besten wenden. Dennoch fand sie es unerträglich länger in der Gesellschaft ihres Schwagers zu sein. Sie verabschiedete sich von den beiden Herren und wollte in ihre einsame Wohnung zurückkehren. Doch kaum hatte sie das Theater hinter sich, als ihr Stolz sich von Neuem gegen die ihr zu Teil gewordene Behandlung empörte. Nein, es war unerträglich! Sie wollte zurückkehren, wollte diesem Direktor Remberg sagen, daß sie nichts brauche, nichts von ihm annehmen würde. Schon wandte sie sich rückwärts. Dann zauderte sie wieder. Er würde sich durch ihre Ab-

lehnung beleidigt fühlen, er würde sich von ihr abwenden und die Hoffnung Anna wiederzusehen wäre damit für immer verschwunden. Und Max Blessen? Was würde er sagen? Zehnmal während ihres Heimweges faßte sie den Entschluß Alles rückgängig zu machen, zehnmal verwarf sie ihn wieder. Am Ende beruhigte sie die Vorstellung, daß die Gelder für sie ihr nicht direkt zugehen, sondern bei einem Bankier für sie deponirt werden sollten. Sie konnte dieselben ja unberührt lassen — dann verlegte sie Niemand und nahm doch das demütigende Almosen nicht an. Sie war entschlossen von nun an ein neues Leben zu beginnen. Es schien ihr, als habe sie ihr Können als Sängerin und Schauspielerin bisher unterschätzt, weil ihr eben Alles gleichgültig gewesen war. Neuer Mut erfüllte sie. Als sie, ganz mit Plänen für die Zukunft beschäftigt, zur Ruhe ging, fühlte sie sich selbst mit ihrem Schwager ausgesöhnt.

„Was hatte ich denn auch erwarten können?“ sagte sie sich. „Glaubte ich, sie würden mich mit einem Freudenfest empfangen, wie den verlorenen Sohn des Gleichnisses? War Alles, was mein Schwager wollte und verlangte, nicht berechtigt? Wie thöricht ich bin! Noch vor wenigen Wochen hielt ich

meine Rückkehr in geordnete Bahnen für unmöglich und nun sich mir dennoch ein Weg dazu bietet, scheue ich vor den ersten Dornen zurück? Nein, nein, ich will stark und vernünftig sein.“

Mit dem Gedanken an ihre Schwester und ihren Schwager schloß sie ein. Doch kaum hatte der Traum sie umfassen, so verwandelten diese beiden Gestalten sich in die Max Blessens, gleich als hätte sein Bild doch eigentlich ihre Seele erfüllt und als sei es nur ihr Verstand gewesen, der sie gezwungen habe, sich mit anderen Dingen zu beschäftigen. Nun schwieg dieser, Phantasie und Gefühl allein führten das Scepter im Traumreich. Und Sophiens Entschlüsse und Vorsätze, Alles, was sie Mut, Tugend, Hoffnung nannte, verwandelte sich in den einen Namen: Max Blessen.

Neuntes Kapitel.

Einige Wochen waren seitdem vergangen. Max Blessen saß mit seinem Vetter Hofgald in einer der kleinen Abteilungen von Borchards Restaurant, welche mit ihren drei Holzwänden und der, die vierte Seite abschließenden Portiere, fast geschlossene Kabinets bilden, deren Türrahmen wohl ab und zu durch den Spalt der Portiere vom Blick eines Vorübergehenden gestreift werden, sich aber doch verhältnißmäßig ungestört befinden.

„Du thust meinem Alten wirklich einen riesigen Gefallen, wenn Du die Hypothek übernimmst,“ sagte Hofgald, „sicher ist sie ja und sie ist ihm auch nur aus reiner Malice gekündigt worden.“

„Ich übernehme sie gern,“ erwiderte Max. „Einmal fühle ich mich als Verwandter dazu verpflichtet und dann auch als Standesgenosse. Es verursacht

mir immer ein unangenehmes Gefühl, wenn so ein Parvenu, wie dieser sogenannte ‚Baron‘ Hochauf, seine Gelder auf alten Familiengütern, wie Cuer Gernizhof es ist, anlegt. Weiß der Teufel, wie sie es anfangen, aber diese Leute haben immer eine merkwürdige Geschicklichkeit, sich aus Hypotheken-Besitzern in Grund- und Boden-Besitzer zu verwandeln, ein altes Familiengut nach dem andern geht dabei vor die Hunde!“

„Ja und die Insolenz, die diese Leute besitzen, es ist wirklich haarsträubend! Denke Dir, dieser Hochauf, der ein davongelaufener Kellner ist, in Amerika als Sklavenhändler sein Vermögen und in Rußland bei Armeelieferungen seinen Adel erworben hat, der Kerl erfachte sich, um die Hand meiner Schwester Alice für seinen Sohn zu werben, und als er den wohlverdienten Korb heimbrachte, antwortete er darauf mit Kündigung der Hypothek.“

„Ich hatte auch davon gehört. Es hat also seine Richtigkeit damit?“

„Vollkommen! So unglaublich es klingt, daß der Sohn eines davongelaufenen Kellners auf die Idee kommen konnte, eine Hofgalt heiraten zu wollen.“

„Die Verwandtschaft wäre mir allerdings auch

fatal gewesen. Aber, ganz aufrichtig gesagt, ich wundere mich, Dich so entsetzt bei der Vorstellung einer solchen Alliance zu sehen, nachdem Du uns neulich auseinandergesetzt hast, daß Du es eigentlich ganz in der Ordnung findest, wenn ein Mann aus alter Familie, um sich zu rangiren, ein reiches Bürgermädchen heiratet.“

„Erlaube, das ist denn doch etwas ganz Anderes! mit dem Moment, wo Frä. Müller oder Schulze meine Frau wird, ist sie die Baronin Hofgald, sie geht in die Familie des Mannes über und ihre Kinder werden die Freiherrnkronen mit demselben guten Recht über ihren Namen setzen, wie ich. Heiratet meine Schwester dagegen einen Menschen von der Kategorie der Hochaufs, so scheidet sie aus meiner Familie aus und gehört nicht mehr zu meinen Standesgenossen.“

„Darüber ließe sich streiten,“ meinte Max. „Unter einem Aristokraten verstehe ich einen, der nicht dem Nutzen nachjagt, sondern der nach dem Schönen strebt und es pflegt. Diejenigen, die das konnten, sind zu allen Zeiten immer nur die Höchststehenden gewesen aus dem Grunde eben, weil das Leben der Anderen durch die Jagd nach dem Notwendigen, welches für das Schöne wenig Raum läßt,

ausgefüllt wurde. Weil nun naturgemäß die Kopffzahl der wahren Aristokratie eine beschränkte sein muß, sie aber durch fortwährende Inzucht degenerirt, so bedarf sie eines Zuflusses von frischem Blute. Warum sollen nun Diejenigen, die sich aus dem Kampf um das Notwendige zu einem sorgenfreieren Dasein durchgearbeitet haben, warum sollen sie nicht nach dem Schönen streben und ihre Frauen aus unseren Reihen wählen, damit ihre Kinder das werden, was sie selbst niemals werden können — wahre Aristokraten nämlich.“

„Das werden sie ja doch niemals!“

„Das können sie werden, indem sie vom Vater die Thatkraft und Leistungsfähigkeit erben, die unserer Rasse leider oft durch Ueberzüchtung abhanden gekommen ist und von der Mutter die eblere, ideale mit einem Wort die schönere Auffassung des Lebens. Durch solche Mischung werden unserem alten Stamm junge Zweige angefügt, die gute Früchte tragen können — aber, verstehe mich recht, ich spreche hier ganz im Allgemeinen ohne specielle Anwendung auf die Hochaufs, die ich schon deshalb von der Möglichkeit, sich mit uns zu amalgamiren, ausschliesse, weil sie durch Gaunerei und nicht durch rechtliche Arbeit emporgekommen sind.“

„Gut, daß Du mir das sagst,“ meinte Hofgald lachend, „sonst wäre ich wahrhaftig an Dir irre geworden. Deine Theorie von der Notwendigkeit frischen Blutes in unseren Reihen stimmt übrigens mit meiner Ansicht über unsere Heiraten mit reichen bürgerlichen Frauen überein.“

„Nicht ganz. Vor Allem kannst Du nicht behaupten, daß solche Verbindungen aus edlen Motiven geschlossen werden. Das Edle, mithin das Schöne fällt dabei von vornherein fort.“

„Wenn Beides eine Umschreibung für das sein soll, was man sonst landläufig Liebe nennt — die kann sich ja doch auch noch dabei finden.“

„Das meinte ich nicht, allein —“

Hofgald hatte das Thema satt und sprang daher davon ab:

„Um von der Theorie auf die Praxis zu kommen, weißt Du, was ich neulich in betreff Deiner und einer etwaigen Heirat gehört habe?“

„Wird wohl Unsinn sein!“

„Möglich, oder vielmehr hoffentlich! Die Generalin von Barke behauptete aber, sie wisse aus bester Quelle, daß Du —“

„Daß ich keine von ihren Töchtern heiraten würde — da hat sie Recht!“

„Möglich, daß dieser Gedanke der anderen Aeußerung zu Grunde lag, ausgesprochen hat sie ihn aber nicht.“

„Sondern?“

„Sondern, daß Du mit der Bogus so ernsthaft enfilirt seiest, daß Du sie wahrscheinlich heiraten würdest.“

„Ich hoffe, Du hast widersprochen?“

„Ich wußte in der That nicht recht —“

„So viel ich mich erinnere, sprachen wir doch schon einmal über dieses Thema.“

„Ja, aber seitdem hat sich manches verändert. Die Bogus lebt wie eine Nonne, nur mit Dir macht sie romantische Spazierfahrten — Niemand weiß wohin? Ihre Kolleginnen wissen, daß Dein Bild auf ihrem Schreibtisch steht und Du hüllst Eure Beziehungen in ein so undurchdringliches Dunkel, vermeidest so geflissentlich öffentliche Auszeichnungen, wie Bouketts und dergleichen, daß es kein Wunder ist, wenn man stuzig wird.“

„Lächerlicher Klatsch und Tratsch, der von selbst verstummen wird, wenn ich Berlin verlasse. Damit

Du aber weißt, ein für alle Mal, was Du davon zu denken hast, so will ich Dir sagen, daß Fräulein Bogus von guter, mir bekannter Familie ist, und ich mich dafür interessirt habe, sie mit derselben auszu-
föhnen, was hoffentlich gelingen wird. Das bildet den Kernpunkt unserer Beziehungen. Damit die Leute dieselben nicht falsch auffassen sollten, habe ich mich, nachdem Alles im Gange war, schon sehr zurückgezogen. Was Du mir da eben sagst, zeigt mir, daß dies in Zukunft noch mehr geschehen muß, gerade weil ich es aufrichtig gut mit dem Mädchen meine.“

„Die Rolle des ‚Schutzgeistes‘ scheint mir doch gefährlich bei einem so schönen Mädchen, wie die Bogus.“

„Ich habe Dir schon einmal auf eine ähnliche Neußerung geantwortet und bitte Dich, es heute ein für alle Mal gelten zu lassen: für eine Liebelei ist die Bogus mir zu schade, für eine ernste Verbindung nicht gut genug. Noblesse oblige!“

„Guten Abend! Oder seid Ihr so vertieft, daß Ihr mich nicht brauchen könnt?“

Der Mann, der soeben die Portiere zurückgeschoben hatte und in das Kabinett eingetreten war, blickte von seiner, über das gewöhnliche Maß reichenden Höhe,

auf die beiden Bettern herab und lächelte dabei mit seinem lebhaft geröteten Gesicht wie einer, der seines Willkommens sicher ist.

„Guten Abend, Stieburg, schön daß Du Wort hältst. Du kommst noch gerade zum Dessert zurecht,“ rief Max Blessen aufspringend und dem Eingetretenen die Hand drückend.

„Mehr kann ich auch nicht brauchen nach meinem Diner,“ erwiderte dieser, Paletot und Hut aufhängend und sich zwischen die Bettern setzend.

„Ihr waret ja in fabelhaft lebhafter Diskussion, als ich ankam, hättet mich wahrhaftig gar nicht bemerkt, wenn ich mich nicht gemeldet hätte.“

„Das wird Dir nicht oft passiren, unbemerkt zu bleiben,“ meinte Hofgald. „Wir verhandelten aber auch ein interessantes Thema.“

„Ja,“ rief Max, „entscheide einmal zwischen uns.“

„Wenn ich nicht irre, hörte ich Dich vorhin „noblesse oblige“ sagen. Habt Ihr eine Standesfrage verhandelt?“

„Ja, was denkst Du in betreff der Heiraten zwischen Adligen und Bürgerlichen?“

„Kinder, besaßt Euch doch nicht mit solchen vorfindstutlichen Fragen. Heut zu Tage heißen die

Gegensätze in der Gesellschaft nicht mehr Adel und Bürgertum, sondern: Besitzende und Besitzlose — das ist die Sache! Im Uebrigen interessiert die Frage mich nicht, weil ich es mit dem Bibelwort halte: Heiraten ist gut, nicht heiraten ist besser!“

„So, ho, über diesen Punkt dürften die Akten bei Dir denn doch noch nicht abgeschlossen sein.“

„Ich werde gerade ein Narr sein und heiraten — damit meine Freunde den Spaß davon haben! Sollte mir fehlen.“

„Aber Stieburg! Der Grund ist denn doch zu toll!“

„Kinder, ich habe die Welt nicht gemacht und kann nichts dafür, daß sie so ist, wie sie ist. Aber ich richte mich danach. Was machen wir übrigens, wenn wir mit diesen Kaiserbirnen hier zu Ende gekommen sind?“

„Ich denke, wir fahren zu Renz hinaus.“

„Angenommen. Irgend etwas findet man da immer, entweder ein gutes Pferd oder einen schönen Nacken — chacun: son goût!“

Zehntes Kapitel.

Sophie hatte in all dieser Zeit sehr zurückgezogen gelebt, und hatte sich ihrer Bühnenthätigkeit mit mehr Eifer als sonst gewidmet. Sie sah Max Blessen weniger, begriff, daß er sie nicht durch allzu häufige Besuche kompromittiren wollte, und dachte dafür mehr an ihn als jemals. Kam er, so sprach er in dem alten, herzlichen Tone mit ihr und, wenn sie sich auch ab und zu zur Vernunft ermahnte, ihr Herz hörte doch mehr aus seinen Worten heraus, als er hineinlegte und jedes Mal, wenn er sie verließ, war es ihr, als sei das Glück an ihrer Schwelle vorbeigegangen und habe sie mit sanftem Flügelschlage gestreift.

Plötzlich hörten seine Besuche ganz auf. Von Tag zu Tag wartete Sophie vergebens. Eine fieberhafte Unruhe bemächtigte sich ihrer. Endlich entschloß

sie sich ihm zu schreiben und zu fragen, ob er krank sei. Max Blossen antwortete korrekt, freundlich aber kühl, daß seine Geschäfte ihn verhinderten, Sophie aufzusuchen, daß er ihr aber vor seiner definitiven Abreise noch Lebenswohl sagen würde. Sophie war, während sie diesen Brief las, zu Mute, als umwölke sich der Himmel über ihr und als verschwinde die Sonne, deren Strahlen begonnen hatten, ihr Leben zu erwärmen. Dazu kamen allerlei kleine Unannehmlichkeiten mit den Kollegen vom Theater und dem Direktor. Sophie hatte dieselben vorausgesehen und kannte auch den Urheber. War doch der Direktor befreundet mit dem Assessor Frankfurt und hatte Sophie durch Vermittelung des letzteren engagirt — kein Wunder, daß der Assessor jetzt seinen Einfluß in einer Sophien feindlichen Weise benutzte. All diesen Intriguen hatte sie mutig entgegengesehen — eßt, wo dieselben sie enger und enger umspannten und Max ihr nicht mehr half, aufsteigende Schatten fortzuplaudern, jetzt verließ sie der Mut und nur mit äußerster Selbstüberwindung vermochte sie es, die Rollen, die man ihr zuteilte, zu geben.

Endlich, eines Nachmittages, als sie eben mit Widerwillen eine dieser Rollen studirte, kam Max.

Sophie war so erregt und verwirrt, daß er ahnen mußte, was in ihr vorging. Seinem sich selbst gegebenen Wort getreu, war er daher kühler und gemessener als sonst, was ihm um so leichter wurde, als er Sophiens Erregung nicht teilte und ihm dieselbe daher einen peinlichen Eindruck machte. Er sprach fortwährend von den Rembergs, ließ einen Meinungs- und Gedanken-Austausch, wie er früher zwischen ihnen üblich gewesen war, gar nicht aufkommen und kürzte seinen Besuch möglichst ab. Allerdings hat er Sophie beim Abschied, stets auf ihn als auf einen ehrlichen Freund zu rechnen — aber das erschien Sophie so kalt, so nichts sagend, daß sie wie erstarrt seine Hand aus der ihren gleiten ließ, ohne eine Erwiderung zu finden. Erst als die Thür sich hinter ihm geschlossen hatte, brach sie in krampfhaftes Schluchzen aus. Der Ton der Glocke, welche ihre Besuche anmeldete, schreckte sie auf. Blizschnell fuhr ihr der Gedanke durch den Kopf: „Er kehrt zurück, er vermag es nicht, so von mir zu scheiden!“ Und ohne weiter zu überlegen, eilte sie hinaus und öffnete die Thür.

„Fräulein Bogus?“ fragte eine tiefe Stimme. Dann nahm der Mann, der da draußen stand den

Schlapphut vom Kopf, aus einem blassen, zur Hälfte von dichtem Bart überwucherten Gesicht, blickten Sophie ein paar dunkle Augen an.

„Sophie,“ flüsterte der Fremde.

Einen Augenblick preßte Sophie die Hände auf das Herz. Sie hatte den, der da plötzlich vor ihr stand, erkannt. — „Mein Gott!“

Er trat eilig ein und zog die Thür hinter sich zu.

„Boguslaw!“ murmelte Sophie. „Du — Du —“

„Ja, ich bin nicht gestorben, wie Du vielleicht glaubtest, obgleich der Tod ziemlich hart an mir vorübergegangen ist — aber meine Mission brauchte mich wohl noch, und so blieb ich leben.“

„Und wo warst Du, wo kommst Du her, nach so vielen Jahren, wie fandest Du mich?“

„Zunächst will ich Deine letzte Frage beantworten. Dein Name ‚Slava Bogus‘ fiel mir auf, weil er aus den versetzten Silben meines eignen Namens ‚Boguslaw‘ gebildet ist. Ich sah Dich auf der Bühne und erkannte Dich. Meine arme Schwester, die Bühne ist nicht Dein Beruf!“

„Ich weiß es, doch sprich mir von Dir, wie kam es, daß ich ohne alle Nachricht von Dir blieb, so, daß ich Dich zu den Todten zählen mußte?“

„Im Anfange schrieb ich, blieb aber ohne Nachricht von Dir. Frau Grüttner hat mir gestanden, daß sie meine Briefe vernichtet habe, nachdem Du von ihr gegangen warst. Sie sagte mir, Du habest wohl noch danach fragen lassen, sie habe es aber nicht für nötig gefunden, Dir die Briefe zu geben, nach Allem was vorgefallen sei. Meine arme Schwester, sie hielt Dich ja für meine Geliebte, glaubte mich von Dir verraten und nahm für mich Partei. Glücklicherweise waren die Briefe englisch geschrieben und sie hat nichts davon verstanden.“

Sie waren in Slava's Zimmer getreten. Boguslaw hatte die Thränen Spuren deutlich auf dem Gesicht seiner Schwester erkannt, und er dachte an den Grafen Blessen, den er getroffen hatte, als dieser eben die Wohnung Sophiens verließ. Er hatte ihm lange nachgeblickt, ehe er klingelte und dabei waren ihm all die Dinge durch den Kopf gegangen, die Frau Grüttner ihm erzählt hatte. Sophiens Erröthen, als er Frau Grüttners Mißverständniß erwähnte, Alles was vorangegangen war, seine Begegnung mit dem Grafen und endlich Sophiens Thränen erschienen ihm eine zusammenhängende Kette von Ursachen und Wirkungen.

„Eine von Vielen,“ dachte er, „ich habe es längst gewußt, aber nun kenne ich auch den Namen dessen, der sie unglücklich gemacht hat.“

„Und dann,“ fragte Sophie leise, „als ich Dir nicht antwortete, was thatest Du?“

Er zuckte die Achseln.

„Nichts — denn es wurde mir bald unmöglich gemacht, mich um Privatangelegenheiten zu kümmern. Ich wurde ein Märtyrer unserer Sache. Man verwickelte mich in einen langwierigen Prozeß, ich wanderte von einem Gefängniß in das andere. Wenn noch ein leiser Zweifel an der Notwendigkeit unserer Mission in mir gelebt hätte, in dieser Zeit wäre er geschwunden. Alles was ich erlitt und Andere erleiden sah — doch, reden wir nicht mehr davon. Ich wurde zuletzt befreit. Sprich mir von Dir, Schwester. Finde ich denn noch Verständniß bei Dir oder bist Du dem Evangelium, das Du einst so freudig aufnahmst, untreu geworden?“

„Ich habe noch oft daran gedacht — aber —“

„Daran gedacht! Aber Du hast nicht mehr dafür gehandelt. Meine hiesigen Freunde wußten nichts von Dir.“

Sophie senkte errötend den Kopf.

„Es traten so viele andere Dinge für mich in den Vordergrund,“ sagte sie leise, „und als ich gar nichts mehr von Dir hörte, sank mir vollends der Mut.“

„Andere Dinge traten für Dich in den Vordergrund? Persönliche Interessen meinst Du. Ja, Ihr Frauen seid eben schwer für eine große, allgemeine Idee zu gewinnen! Immer muß sie Euch unter einem ‚persönlichen‘ Interesse entgegentreten. Und doch liegt die Größe des Gedankens, der uns treibt unsere Mission zu erfüllen, darin, daß er alles ‚Persönliche‘ ausschließt.“

Sophie seufzte tief auf.

„Ja, wenn man sich nur von allem persönlichen Empfinden befreien, sich selbst ganz vergessen könnte, das wäre die Erlösung von allem Leid!“

„Man kann es, indem man sich einer großen Idee ganz hingiebt. Ich z. B. habe aufgehört irgend etwas persönlich zu wünschen oder zu hoffen. Und — um gleich Klarheit zwischen uns zu bringen — ich bin gekommen Dich zu fragen, ob Du noch ein persönliches Glück erwartest. Ist dies der Fall, so vergiß mein Wiedererscheinen und halte mich ferner für todt.“

„Boguslaw!“



„Warum blickst Du mich so entsetzt an? Die Zeit, wo ich in Dir eine ideale Gefährtin suchte, ist vorüber, ich habe es Dir ja gesagt, alles ‚Persönliche‘ hat für mich aufgehört. Kannst Du Dich von dem Trugbild einer persönlichen Hoffnung noch nicht losmachen, so gehen unsere Wege auseinander, bist Du hoffnungslos, so gehören wir zusammen.“

Beide schwiegen. Sophie empfand Furcht und doch zog sie ein mächtiges Gefühl, Mitleid, Bewunderung und Grauen zugleich zu dem Bruder hin. Dieser hatte den Kopf in die Hand gestützt. Er, der allem ‚Persönlichen‘ abgeschworen hatte, fühlte sich bewegt bei dem Gedanken, dem einzigen Wesen, das ihm noch menschlich nahe stand, gegenüber zu sein, und vielleicht auf immer von diesem Wesen scheiden zu müssen.

Plötzlich sah er auf.

„Was erwartest Du von dem Grafen Blesfen?“ fragte er, dem übermächtigen Drange nachgebend, die Schwester dennoch zu gewinnen.

„Von ihm? Wie kommst Du darauf?“

„Ich kenne ihn und ich traf ihn vor Deiner Thür.“

„Er war hier um Abschied zu nehmen — und ich erwarte nichts, gar nichts von ihm.“

Wieder schwieg Boguslaw.

Dann fragte er nochmals mit leiser Stimme:
 „Und Dein Kind?“

„Es ist todt,“ erwiderte Sophie.

Boguslaw sprang auf.

„Was fesselt Dich denn noch? Was hoffst Du denn noch?“

„Nichts — nichts!“

Sie verbarg ihr Gesicht in ihren Händen und weinte. Dann raffte sie sich zusammen. „Nein, es ist nicht wahr, ich erwarte doch noch etwas vom Leben.“

Sie erzählte ihm die Begegnung mit den Nemberts. Boguslaw schüttelte den Kopf.

„Arme Thörin,“ sagte er, „Du lässest Dir von Menschen, die kein Verständniß haben, weder für Dich noch für das große Elend an dem die Welt krankt, Du lässest Dir von ihnen Bedingungen vorschreiben, die Deinen Willen lähmen und Dich an einen verhassten Beruf fesseln — denn Du mußt diese Bühne hassen, auf der Du es nie zu einem Erfolge bringen wirst. Und wenn Du ihre Bedingungen erfüllt haben wirst, wenn Dein Geist und Deine Willenskraft gebrochen sein werden, dann werden sie Dir vielleicht mit einem mitleidigen Achselzucken die Hand reichen,

wie sie einem Bettler, den sie im Grunde verachten, ein Almosen reichen. Oder erwartest Du mehr von Ihnen?"

„Es ist möglich, daß Du recht hast — auch ich habe manchmal so gedacht — aber ich hatte mich in diese Hoffnung so eingelebt.“

Boguslaw schüttelte den Kopf.

„Arme Thörin,“ wiederholte er leise. „Doch ich will Dich nicht überreden. Thue was Du für Dein Glück erforderlich hältst. Und wenn Du es dann nicht anders willst, so scheiden wir.“

Er war aufgestanden und griff nach seinem Hut.

„Boguslaw,“ schrie sie auf, „nein, scheide nicht so von mir. Ich muß Dich wiedersehen, nimm mir nicht diese Hoffnung!“

Er zauderte und fuhr sich mit der Hand über die Stirn.

„Daß doch der Mensch so schwer sich selbst entsagt, daß ich immer noch so schwach bin,“ murmelte er, dann blickte er Sophie an.

„Was willst Du denn von mir? So lange Du etwas für Dich hoffst, gehörst Du einer anderen Welt an als ich, Du weißt es ja, und ich sage wie der

große Prophet der Bibel: wer nicht für uns ist, der ist wider uns!“

„Laß mir Zeit, Boguslaw! Ich kann Dich nicht auch verlieren — ich habe schon so viel verloren!“

Wieder stand er unschlüssig vor ihr. Endlich war er mit sich einig.

„Gut denn, Du sollst mich wiedersehen, ich werde noch einmal kommen — vielleicht in acht, vielleicht in vierzehn Tagen — ich kann den Zeitpunkt nicht bestimmen. Aber ich werde noch einmal kommen, um Dich zu fragen, ob Du noch Hoffnungen hast. Leb wohl für heut!“

„Und wo kann ich Dich erfragen?“

„Ich bin namenlos, wie ich heimatlos bin — Du sollst auch nicht nach mir fragen, ich werde ohne das kommen. Lebe wohl.“ — — —

Am Abend desselben Tages begegnete Sophie Max Blessen, wie er in Gesellschaft einer, wegen ihres Leichtsinns bekannten Soubrette, aus einem eleganten Restaurant trat. Er erkannte Sophie, die dicht verschleiert war, nicht, er lachte und plauderte lebhaft mit der Soubrette, Beide stiegen in ein ihrer wartendes Coupé, und dieses rollte eilig davon. Unwillkürlich stand Sophie einen Augenblick still und blickte dem

Wagen nach. Ein Herr, der bald hinter Max aus dem Restaurant gekommen und auf der Schwelle desselben stehen geblieben war, trat jetzt an Sophie heran. „Dieser Traum ist vorbei, Du siehst wen er Dir vorzieht,“ sagte der Assessor Frankfurt, Sophiens Schulter leicht berührend. „Willst Du zu mir zurückkehren?“

„Niemals,“ antwortete sie, seine Hand heftig abschüttelnd. Dann eilte sie, als werde sie verfolgt, die Straße hinab.

Der Assessor zuckte die Achseln und entfernte sich nach der entgegengesetzten Seite.

Drei Tage später wurde Sophie von dem Direktor ihres Theaters verabschiedet.

Als Boguslaw wiederkam, brauchte er nicht viel zu fragen. Sie trat ihm entgegen, blickte ihm in die Augen und reichte ihm die Hand mit festem Druck.

„Du bist die unsere?“

„Ja. Aber ich bitte Dich, lasse mich nicht hier. Die alten Erinnerungen sind hier zu mächtig. Du hast gesehen wie schwach ich bin!“

Er überlegte einige Augenblicke.

„Gut,“ sagte er endlich, „Du sollst mich begleiten.“

„Und wohin gehen wir?“

„Wenn wir Berlin verlassen haben werden, sollst Du es erfahren. Bist Du bereit heute Abend zu reisen?“

„Ich bin es.“

„Gut, ich werde Dich abholen.“

Am nächsten Morgen war Sophie mit ihrem Bruder auf dem Wege nach dem Osten. Der Zug brauste vorüber an den Orten, an die sich ihre Kindheit- und Jugenderinnerungen knüpften — weiter, immer weiter, sie gehörte nicht mehr dort hin, sie hatte ja schon längst keine Heimat mehr. An der Grenze bemerkte sie, daß ihr Bruder fertig russisch sprach. Er zeigte ihr die Pässe.

„Von nun an heißen wir Herr und Frau Milotin.“

„Und wohin gehen wir?“

„Zunächst nach Warschau, dann nach Petersburg. Ich denke daß Du dort als Lehrerin der Musik oder der deutschen Sprache auftreten wirst.“

In Warschau wurden sie am Bahnhofe von mehreren jungen Männern und einer blonden, schönen Frau empfangen.

„Sophia Perowskaja,“ redete Boguslaw die Fremde an, „ich empfehle Ihnen hier meine Schwester. Sie ist eine Anfängerin, aber sie hat genug gelitten, um eine der Unseren zu sein.“

„Seien Sie mir als Schwester willkommen,“ sagte Sophia Perowskaja in französischer Sprache und streckte der soeben Angekommenen die Hand entgegen. Sophie legte die ihre hinein. Von diesem Augenblicke ab gehörte sie einer anderen Welt an.

Elftes Kapitel.

Anna hatte während ihres Berliner Aufenthaltes einen Blick in eine für sie bisher neue Welt gethan, in die Welt des Glanzes und Genusses. Sie war jung und eindrucksfähig, und Kemberg, dem diese Welt einst eben so verschlossen gewesen war wie ihr, legte einen gewissen Stolz darein, dieselbe nun seiner Frau zu zeigen als etwas, daß sie und er haben könnten, sobald sie wollten. Er führte sie in große Mode-Läden, hielt darauf, daß ihre Toilette elegant und modern war, besuchte Theater und Ausstellungen, nahm mehrere Einladungen an und stand dabei immer mit klarem Kopf auf festen Füßen, in sich die Ueberzeugung tragend: das Alles ist hunter Schmuck des Lebens, angenehm und heiter, wenn auch nicht übermäßig wertvoll. Anna dagegen blickte in diese neue Welt wie ein Kind in ein Feenmärchen, erst scheu,

dann mit steigendem Entzücken sich daran berauschend. Mit schnellfassendem Instinkt fühlte sie heraus was ihrer Kleidung und ihrem Benehmen fehlte und schon nach acht Tagen unterschied sich ihre äußere Erscheinung in nichts mehr von der der Großstädterinnen und sie hatte ihr scheues Schweigen abgelegt und plauderte unbefangen mit den neuen Bekannten. Ihre frische Schönheit, ihr natürliches Wesen und ihre naive Freude an allem Neuen, was sie sah, gefielen, sie fühlte das, und ihre anfängliche Schüchternheit wich bald einer fröhlichen Sicherheit. In dieser Stimmung machte ihr auch die Begegnung mit Max Blessen keinen nachhaltigen Eindruck. Sie bedauerte nur nicht länger mit ihm zusammen zu sein und ihm nicht zeigen zu können, daß er ihr gleichgültig geworden sei.

Die vier Wochen, die Remberg für seinen Aufenthalt in der Residenz bestimmt hatte, vergingen sehr schnell. Am Tage der Abreise erwachte Remberg mit dem freudigen Gefühl nun wieder ‚nach Hause‘ zu kommen, und Anna mit dem lebhaftesten Bedauern, das schöne Berlin verlassen zu müssen.

„Du läßt mir ja den Kopf hängen, Kleine,“ sagte Remberg, als sie im Coupé einander gegenüber saßen. Sie schüttelte den Kopf, aber ihre Augen

blickten doch recht trübe in den grauen Morgennebel, der die Landschaft verhüllte, hinaus.

„Du wirst doch nicht traurig darüber sein, daß wir ein paar hübsche Wochen verlebt haben? Sieh' mal, wenn etwas Gutes vorüber ist, muß man sich immer darüber freuen, daß es durch nichts Unangenehmes gestört wurde. Man macht einen Strich darunter und fängt ein neues Kapitel an.“

Sie nickte ihm zu und lächelte. Aber sie fand doch, daß Berlin angenehmer sei als Kaisersgruben und wenn sie an ihre Rückkehr dorthin dachte, fröstelte sie.

Auch als sie gegen Abend in der Heimat anlangten, konnte sie Kembergs freudige Erregung nicht teilen. Im Gegenteil, die rings am Horizont flammenden Hüttenfeuer erschienen ihr unheimlich, die schmutzigen Straßen und der Rauch abschreckender als sonst.

Als sie in ihrem Wagen saßen, legte Kemberg seine Hand auf die ihre und sagte:

„Zu Hause ist es doch am besten.“ Er dachte dabei, welche Aufregung er seiner Frau erspart, wie viel schmerzliche Empfindungen er ihr fern gehalten hatte, indem er ihr das Wiederauffinden Sophiens verschwieg, und neben der Genugthuung die es ihm gab, nun wieder zu „seinen“ Leuten in „sein“ Haus

und in seinen Berufskreis zurückzukehren, war er auch froh Anna nun wieder geborgen vor allen unliebsamen Begegnungen an seinem Herde zu wissen.

Sie erwiderte den Druck seiner Hand, aber ihr Herz zog sich dabei zusammen. Sie schalt sich undankbar — aber sie konnte sich nicht an ihrem „Daheim“ freuen.

Zwölftes Kapitel.

Drei Tage waren seit Rembergs Rückkehr nach Kaisersgruben verflossen. Anna hatte ihr Haus in Ordnung gebracht, einen frischen Kranz auf das Grab ihres Vaters niedergelegt und einige Besuche gemacht, bei denen sie auf dieselben Fragen nach der Residenz und ihrem Amüsement so ziemlich mit denselben Worten geantwortet hatte.

Jetzt saß sie in ihrem Zimmer, eine vor der Reise begonnene Handarbeit lag auf ihren Knien, und die junge Frau ließ die Hände müßig darauf ruhen und blickte hinaus auf die Landstraße, über deren von Schlacken und Kohlen geschwärzte Geleise schwerfällige Lastwagen dahinzogen, von schmutzigen, schreienden Fuhrleuten geleitet. Ihre Gedanken schweiften in die jüngste Vergangenheit zurück. Welch anderer Anblick war es gewesen von dem Fenster des

Berliner Hotels aus, welches bunte, frohbewegte Leben „Unter den Linden“ — o, wie traurig war es hier! Sie hörte Rembergs Stimme im Neben-
zimmer.

„Anna, Anna!“

Sie öffnete die Thür.

Neben Remberg stand ein kleiner, auffallend häßlicher Mann von ausgeprägt jüdischem Typus.

„Da ist der Doktor Goldbaum, der seit drei Monaten die Sorge für die Kranken der Grube und des Hüttenwerkes übernommen hat,“ sagte Remberg. „Ich habe heute sehr viel zu thun, da die neue Maschine eben aufgestellt worden ist, und wollte Dir nur den Herrn Doktor vorstellen. Sorge für ein Frühstück — er hat einen weiten Weg gemacht — auf Wiedersehen, Herr Doktor.“ Damit verließ er das Zimmer.

„Ich möchte aber doch nicht lästig fallen,“ sagte der Doktor, und Anna vergaß sofort den unangenehmen Eindruck den seine Häßlichkeit ihr zuerst gemacht hatte, bei dem eigentümlichen Wohlklang seiner Stimme und dem milden Blick der großen braunen Augen, dem sie begegnete.

„Das thun Sie durchaus nicht, Herr Doktor, ich habe ja so garnichts zu thun,“ sagte sie schnell.
 „Bitte machen Sie es sich bequem.“

Sie eilte hinaus und kehrte bald zurück, von einem Dienstmädchen gefolgt, das ein Tablett mit Erfrischungen trug.

Dann, als sie dem Doktor gegenüber am Frühstückstische saß, erwartete sie von ihm die übliche Frage nach ihrem Aufenthalt in der Residenz zu hören und dachte darüber nach, wie sie einige Abwechslung in die Beantwortung derselben bringen sollte. Doch die Frage ließ lange auf sich warten. Sie sah den Doktor verstohlen an, dieser blickte mit seinen melancholischen Augen über den Tisch hinüber zum Fenster hinaus, verzehrte dabei fein Butterbrod und schien Anna's Anwesenheit ganz vergessen zu haben. Das Schweigen wurde ihr peinlich.

„Haben Sie jetzt viele Kranke?“ fragte sie endlich, um es zu brechen.

Er blickte sie zerstreut an und antwortete: „Kranke? O ja, es giebt immer Kranke hier.“

„Aber es ist nichts Besonderes?“ fragte sie weiter, um nur das Gespräch aufrecht zu erhalten.

Er lächelte, aber seine Augen blieben dabei traurig.

„O, Sie brauchen keine Ansteckung zu fürchten. Es sind nur Leiden, die ungesunde Lebensweise, Elend oder Alter mit sich bringen.“

Anna errötete.

„Ich bin nicht furchtsam, Herr Doktor,“ sagte sie schnell. Zum ersten Mal sah er sie etwas aufmerksam an.

„Nicht? Das freut mich! Junge Damen pflegen sonst furchtsam zu sein.“

„Ja wenn sie in Pensionen oder sonst unter einem Glasdeckel erzogen wurden. Ich habe eine zu harte Jugend gehabt, um mir dergleichen anzugewöhnen. Uebrigens sprachen Sie von ‚Elend‘, Herr Doktor. Ich glaubte die Arbeiter meines Mannes seien so gestellt, daß von einem eigentlichen ‚Elend‘ keine Rede sein könnte.“

„Ihr Herr Gemahl thut viel, sehr viel. Not leiden seine Arbeiter auch nicht, aber — ich weiß nicht wie es kommt, es fehlt diesem Volk an aller Freudigkeit. Es ist als ob die Arbeit unter der Erde und auch die an den Maschinen einen nachtheiligen moralischen Einfluß ausübte. Ich kenne arme Dörfer, wo die Leute im Sommer harte Arbeit thun und im Winter oft darben; aber sie sind fröhlich, man sieht

lachende, blühende Kinder und heitere Greise unter ihnen. Hier sehen die Kinder alt aus und die Alten sind stumpfsinnig. Die Kinder machen mir die meiste Sorge. In ihnen erwächst doch die künftige Generation, und wenn ich sie so blaß und mürrisch sehe, denke ich mit Schrecken daran, was das im Alter für Menschen sein werden.“

„Sie haben Recht,“ rief Anna, „sonderbar, daß ich nie darüber nachgedacht habe. Ich habe doch mitten unter diesen Leuten gelebt —“

„Deshalb vielleicht ist es Ihnen gerade nicht so aufgefallen, wie mir, der ich erst seit kurzem hier bin. Ich habe immer die Empfindung als ob man diese Kinder die Freude erst lehren müßte, damit sie nicht nur Arbeit, Not und Laster kennen lernen.“

Anna sah nachdenklich zu ihm hinüber.

„Ja,“ sagte sie, „man denkt so: wenn sie nur Brod haben, so ist es genug; aber es steht schon in der Bibel, daß man nicht vom Brod allein lebt — und ich weiß ja selbst, wie schwer es ist ohne Freude dahinzuleben.“

„Sie haben das erfahren, Frau Direktor?“

„Ja, ich, aber sehen Sie, wie das so geht! Seit ich selbst Alles habe, was ich nur wünschen kann,

denke ich die Andern müssen auch Alle zufrieden sein. Und eben fing ich an das Leben hier recht langweilig zu finden; da erinnern Sie mich an Alle die, die ohne Freude sind. Ich bin Ihnen wirklich dankbar, Herr Doktor!“

Mit einer schnellen Bewegung reichte sie ihm die Hand hin, die er respektvoll nur mit den äußersten Fingerspitzen faßte. Er wagte nicht das, was er dachte auszusprechen, aber in seinen Augen lag eine Abbitte. Er hatte sie für ein eitles Weltkind gehalten, das dem Zuge der Zeit folgend, das Nächstliegende überfah, um Vergnügen und Anregung in der Ferne zu suchen. War er ihr doch nie auf seinen Wegen zu den Kranken begegnet, und ihre hübsche, modisch gekleidete Erscheinung hatte sein Vorurteil bestärkt.

Nun hatte sie mit einem Schlage sein volles Zutrauen gewonnen.

„Sie haben also ein Herz für die Leidenden?“ fragte er. „Sie würden vielleicht auch helfen, wo ich allein nichts zu thun vermag?“

„Wenn ich kann, gewiß!“

„Ich glaube, daß Sie es könnten — es liegt mir ein besonderer Fall am Herzen. Mein erster Patient hier war ein Knabe von neun Jahren, der

in Folge schlechter Haltung und Pflege an einem gastrischen Fieber dahinsiechte, und den ich, als ich ihn fand, für hoffnungslos verloren hielt. Indes die gute Natur des Knaben unterstützte meine Mittel, er erholte sich, und seine Mutter, die eine gute Frau ist und schon viele Kinder verloren hat, sagte mir, daß dieses Kind ihr Liebling sei, und daß sie selbst nicht weiter hätte leben wollen, wenn es gestorben wäre. Der Junge ist auch wirklich ein gutes Kerlchen, hilft der Mutter und wartet die beiden kleinen Schwestern so gut er kann, ist auch in der Schule fleißig. Der Vater arbeitete damals bei Ihrem Mann, Frau Direktor, aber der Hallunke taugt nichts, trinkt, ist liederlich und prügelt Frau und Kinder. Wegen einer nachgewiesenen Unehrllichkeit mußte der Herr Direktor ihn entlassen, und des Beispiels wegen kann er auch nichts für die Leute thun, denn Ordnung und Disciplin muß sein, das sehe ich ja ein. Nun ist der Kerl, Woitalleck heißt er, in eine wahre Räuberhöhle hier gezogen. In derselben Stube mit der Familie wohnt zusammengelaufenes Gesindel, weil er die Miete nicht allein bezahlen mag, obgleich er so viel verdienen könnte, als er braucht, wenn er ordentlich wäre. Nun ist die Frau niedergekommen,

heute Nacht, ist sehr schwach und elend und liegt nicht bloß ohne alle Pflege in dem abſcheulichen, unſaubereren Loch, ſondern hat auch noch die Sorge um ihre andern Kinder auf dem Herzen, beſonders um ihren Liebling, der klug genug iſt um zu verſtehen, was um ihn her vorgeht, und den das Gefindel geſtern mit Branntwein betrunken gemacht hat, obgleich er ſich Anfangs tapfer gewehrt haben ſoll. Wenn die Frau lange krank bleibt, was ich fürchte, verkommt das Kind in der Umgebung, und es thäte mir faſt leid, daß ich es vor drei Monaten rettete —“

Anna war aufgesprungen, ein feuchter Schimmer glänzte in ihren Augen.

„Führen Sie mich hin, Herr Doktor,“ ſagte ſie kurz entſchloſſen.

Ein warmer Strahl leuchtete in ſeinen Augen auf.

„Die Leute wohnen in dem Goldbaum'schen Hofe, eine Viertelſtunde von hier,“ ſagte er. „Der Hof und die Kneipe ſind, wie ſie wiſſen werden, übelberüchtigt, der Herr Direktor würde es vielleicht nicht gern ſehen, wenn Sie ſelbſt — —“

„O, da kennen Sie meinen Mann ſchlecht,“ rief Anna, „der kennt keine Furcht!“

„Auch nicht für Sie?“

„Ja, was soll mir denn geschehen, wenn ich in Begleitung des Arztes eine Kranke besuche. Wenn Sie Zeit haben, so gehen wir sogleich hin.“

„Ich bin bereit.“

„So warten Sie einen Augenblick. Ich komme sofort, denn nach dem, was Sie mir sagten, heißt es hier, entweder schnelle Hülfe oder gar keine.“

Zehn Minuten später waren sie unterwegs.

„Ist es nicht sonderbar,“ sagte der Doktor, „daß der Inhaber dieser übelberüchtigten Kneipe denselben Namen trägt wie ich? Sie glauben nicht, wie viel Mißtrauen mir das im Anfange von Seiten der Leute eingetragen hat und wie es mir meine Stellung erschwerte. Es ist aber auch dort eine böse Wirtschaft, Alles wird auf Borg verabfolgt, und dafür rechnet der Wirt unmenschliche Zinsen, so daß ihm schon der Arbeitslohn der Leute gehört, ehe sie ihn noch bezogen haben, und er jeden in der Hand behält, der sich nur einmal an ihn wandte. Und die elenden Lehmhütten, aus denen sein Hof besteht, und in denen er über hundert Menschen zusammengesperrt hat! Er fragt nicht woher die Leute kommen, noch wo sie arbeiten. Wenn sie ihm nur seine Miete zahlen!

Natürlich wohnt alles Gefindel bei ihm, das in ordentlichen Häusern keine Unterkunft findet.“

„Über warum duldet man das Treiben dieses Menschen?“

„Er ist klug genug Alles zu vermeiden, was ihn in Konflikt mit den Behörden bringen könnte.“

„Wie unangeuehm, daß gerade ein solcher Mensch Ihr Namensvetter ist!“

„Ja, das ist so eine der kleinen Schicksalstücken an die ich mich im Laufe meines Lebens gewöhnt habe. Aber einige glückliche Kuren haben mir trotzdem Vertrauen unter den Leuten eingebracht, und allmählig werden Sie schon den Bucherer Goldbaum von dem Doktor unterscheiden lernen. Es giebt eben Menschen, denen Alles von selbst in den Schooß fällt, und Andere die Alles erst erkämpfen und mühsam erringen müssen. Wenn man zu den letzteren gehört, weiß man aber das Errungene um so mehr zu schätzen. Ich hatte lange keine so große Freude, als neulich, wie mir ein Bergmann sagte: ‚ich habe bisher den Namen Goldbaum verflucht, aber seit Sie meine Frau gesund gemacht haben, segne ich ihn.‘

„Ja, glückliche Kuren müssen Lichtblicke im Leben eines Arztes sein,“ meinte Anna.

„Und in dem meinen zählen sie doppelt, Frau Direktor, denn ich habe doppeltes Mißtrauen zu überwinden, ganz abgesehen von dem Namensvetter, der mir Schwierigkeiten macht. Der gemeine Mann ist erstens gegen den Arzt als solchen eingenommen und wendet sich lieber an alte Frauen und Schäfer als an uns, und dann stört ihn auch noch in mir — der Jude.“

Anna wandte den Kopf zur Seite. Sie fühlte wie das Blut ihr in die Wangen stieg. War doch auch ihre erste Aeußerung, als Kemberg ihr das Engagement des neuen Arztes mittheilte, gewesen:

„Aber warum hast Du einen Juden gewählt!“

Auch der Doktor war jetzt verstummt. Eilig schritten sie neben einander her an den endlosen Reihen von Arbeiterhäusern vorüber, welche sich längs der Straße hinzogen. Endlich hörte die Häuserreihe auf. Rechts und links vom Wege breitete sich wüstes Land aus, theils von niedrigem Gestrüpp überwuchert, theils von trüben Wasserlachen durchzogen, zwischen denen schwarze Steintrümmer emporragten. Der unterwühlte Boden war hier vor Jahren über einem abgebauten Schacht zusammengebrochen. Weiterhin hielt die Erdkruste noch, aber leicht konnte auch dort ein Zusammensturz erfolgen, und so hatte man die

Stelle mit einem Zaun von rohen Hölzern umgeben und eine schwarze Tafel mit einem weißen Totenkopf darauf zur Warnung aufgestellt. Die Straße war an dieser Stelle besonders schmutzig, ein wahrer Morast. Anna trat von einem der großen Steine, welche am Rande lagen, zum andern.

„Ja,“ sagte der Doktor lächelnd, „als ich von Berlin hierher kam, habe ich mir auch erst besonderes Schuhzeug anschaffen müssen.“

Anna sah zu ihm hinüber.

„Von Berlin? Sie sind von Berlin hierhergekommen?“

„Ja, einer der hiesigen Kollegen, mit dem ich an der Universität befreundet war, schrieb mir, daß hier ein Arzt gesucht würde.“

„Von Berlin!“ wiederholte Anna. Ihr Blick flog über die in Dunst gehüllte Landschaft, über die rings am Horizont aufragenden schwarzen Essen, die traurigen Arbeiterkolonien, die schmutzige Straße und blieb an der Tafel mit dem Totenkopfe hängen.

„Und Sie sind freiwillig hierher gekommen.“

Ein Lächeln glitt über des Doktors Gesicht. Es stand in sonderbarem Widerspruch zu seinen traurigen Augen. „Ja, freiwillig,“ bestätigte er.

Dicht hinter dem zu Bruche gegangenen Felde lag eine Wiese auf der ein paar magere Pferde, an Pflöcke gebunden, grasen. Jenseits derselben stand ein Haus mit niedrigen Lehmwänden, blauangestrichnen Fensterrahmen und hohem, schwarzem Schindeldach. Neben dem Hause führte ein hölzernes, rundbogiges Thor, dessen einer Flügel schief in den Angeln hing, in einen Hof.

„Wir sind zur Stelle,“ sagte der Doktor. Sie traten durch das hölzerne Thor. Eine Schaar schmutziger Kinder balgte sich theils auf theils neben einem Haufen Unrat, der mitten im Hofe aufgeschüttet lag. Beim Näherkommen des Doktors und der „Dame“ blieben sie stehen und blickten den Beiden neugierig entgegen. Dann, als sie sahen, in welche Thür die Fremden traten, drängten sie sich Alle nach, um zu sehen, was da vorgehen würde. Die verschiedenen Thüren, welche aus den Lehmhütten auf den Hof führten, waren alle gleich niedrig und wind-schief, aus allen drang derselbe intensive Krautgeruch, der Anna beim Eintritt an die Zeit ihres größten Elendes erinnerte, denn er ist in diesen Gegenden das Parfüm der Armut. Der Doktor öffnete eine zweite Thür, welche von dem kleinen Hausflur, dessen

Fußboden aus Lehm gestampft war und dessen Wände einen lückenhaften Kalkbewurf zeigten, in die „Stube“ führte. Obgleich es draußen heller Mittag war, herrschte hier dämmriges Licht, das sich nur mühsam durch die kleinen, blinden, zum Teil mit Papier verklebten Fensterscheiben Bahn brach. Außerdem war das Zimmer von dichtem Tabakrauch der übelsten Sorte erfüllt, welcher aus der Pfeife eines alten Mannes, der hinter dem Ofen saß, qualmte.

Polnische Schimpfworte, mit rohem Gelächter vermischt, klangen den Eintretenden entgegen. An einem Tisch, der mitten im Zimmer stand, saßen die Lachenden, eine derbe Dirne mit rotem Kopftuch und zerrissnen Hemdärmeln und ein junger Mensch, der soeben ein Glas mit dem vor ihm in einer Flasche stehenden Branntwein füllte und es der Dirne hielt. Beide hatten die Köpfe nach der, der Thür entgegengesetzten Seite hingedreht und bemerkten die Eintretenden so wenig, wie den Mann, der an der hinteren Wand der Stube vor einem Bett stand und seinem Aerger in lauten Schimpfworten und Flüchen Luft machte.

„Faule Pakage, liegt im Bett und pflegt sich, anstatt ein Mittagessen zu kochen, aber ich werde

Dich lehren," schrie er, die Hand drohend erhoben.

Ein paar weinende Kinderstimmen mischten sich ein, und eine klagende Frauenstimme sagte:

„Die Marinka hatte versprochen, Suppe zu kochen und ich war so schwach, so schwach —“

„Ja, Du hast wohl vergessen, wie es ist, wenn man Besuch von seinem Schatz bekommt — da denkt man gerade ans Suppe kochen!“ schrie die Dirne.

„Verdammtes Weiberpack!“ brüllte der Mann und versuchte die Frau aus dem Bette zu ziehen.

„Vater, Vater,“ rief da ein kleiner Bube, sich dem Wütenden an den Arm hängend, „der Doktor hat gesagt, die Mutter muß sterben, wenn Du sie nicht in Ruhe läßt.“

Der Mann schleuderte den Knaben von sich, daß dieser über das halbe Zimmer hinslog und einen Augenblick auf dem Boden liegen blieb.

„Besser todt, als so ein Leben,“ schrie der Mann, „steh' auf, nichtsnutziges Weib.“

„Ich denke, wir haben genug gesehen und gehört,“ sagte der Doktor und trat, von Anna gefolgt, vollends in das Zimmer. Eine plötzliche Stille folgte, aller Augen waren auf die fremden Erscheinungen

gerichtet. Die Dirne am Tisch stand auf, nur der fremde Mann an ihrer Seite blieb sitzen, stemmte den Kopf in beide Hände und grinste.

Anna trat an das Bett der Frau, die sich mühsam aufrichtete.

„Bleibt liegen,“ sagte Anna schnell, „der Herr Doktor hat mir gesagt, daß Ihr der Hülfe bedürft, und da wollte ich selbst einmal nachsehen.“

Die Frau sank in ihre Kissen zurück, ihre Lippen bewegten sich, sie vermochte aber nicht gleich zu sprechen. Anna neigte sich zu ihr.

„Was stellt Ihr da wieder an, Boitallec,“ redete inzwischen der Doktor den Mann an, „wenn die Frau Euch stirbt, seid Ihr ein ganz elender Kerl, denn sie ist doch die Einzige, die Euch in Ordnung hält und Ihr wißt's auch ganz gut, was Ihr an der Frau habt, wenn der verwünschte Fasel Euch nicht gerade im Kopfe steckt, wie jetzt. Schämen solltet Ihr Euch!“

Die Dirne und der junge Mensch am Tisch fließen sich fichernd mit den Ellenbogen an, und der wüste Schreier von vorhin stand jetzt kleinlaut, wie ein gescholtener Schuljunge vor dem kleinen Doktor, der ihm nur bis an die Schulter reichte.

Die Frau hatte indessen auch Zutrauen gefaßt.

„Ihr sollt nicht sterben,“ sagte Anna, und einem schnellen Impulse folgend, wandte sie sich zu dem Manne.

„Wenn Ihr vernünftig seid und Eure Frau in Ruhe laßt, bis sie sich erholt haben wird, will ich einstweilen für Eure Kinder sorgen und der Frau Suppen schicken, so daß Ihr, so lange die Frau krank ist, nur für Euch zu sorgen habt, was einem kräftigen, gesunden Menschen, wie Ihr es zu sein scheint, doch nicht schwer fallen kann.“

Der Mann rieb verlegen an dem Ärmel seiner Jacke herum.

„Es ist keine Kleinigkeit für unser eins, wenn die Frau krank wird,“ knurrte er.

„Eben darum müßt Ihr Alles thun, um sie so schnell als möglich wieder gesund zu haben,“ erwiderte Anna. Dann trat sie zu dem alten Mann hinter den Ofen.

„Alterchen, Eure Pfeife wird Euch eben so gut an einem andern Orte schmecken als hier,“ sagte sie, „und seht, wenn Ihr hier raucht, schadet Ihr der armen Frau dort — seid vielleicht mit Schuld daran, wenn sie stirbt — das wollt Ihr doch nicht?“

Der Alte sah sie mit feinen blöden Augen zwinkernd an.

„Ich kann ja eben so gut morgen rauchen, oder wenn sie todt sein wird, dann schadet es nichts mehr,“ sagte er gleichmütig und legte die Pfeife neben sich.

Die Dirne und ihr Geliebter hatten inzwischen die Stube verlassen. Der Mann der Kranken schien plötzlich ernüchtert und stand in verlegener Haltung neben dem Bett. Die Frau, welche sich an einem von Anna mitgebrachten Fläschchen Milch gelabt hatte, drückte ihr Neugebornes an ihre Brust und murmelte leise Dankesworte.

„Die Kinder werde ich mit mir nehmen, sorgt nicht um sie, und Euch werde ich später eine Suppe schicken,“ sagte Anna, und zu dem Alten gewandt, fügte sie hinzu: „Wenn die Frau gesund wird und Ihr habt inzwischen nicht hier geraucht, so schenke ich Euch ein Pfund Tabak.“

Er verzog den trocknen, zahnlosen Mund zu einem breiten Lächeln und nickte mit dem Kopf.

Der Doktor gab der Frau noch einige Verhaltensmaßregeln, dann verließ er mit Anna das Haus.

„Kommt, Kinder, geht uns nach,“ rief diese dem Knaben und den beiden Mädchen zu. Die Kinder ergriffen einander bei den Händen und folgten.

Vor der Thür standen die andern zusammengedrängt und blickten verwundert ihren bisherigen Kameraden nach, die plötzlich so vornehme Beschützer gefunden hatten. Vor der Thür der Schenke stand Herr Siegfried Goldbaum und grüßte mit besondrer Zuvoorkommenheit, an den Fenstern derselben zeigten sich ein paar schnapsrote Gesichter. Jetzt war Anna wieder auf der freien Landstraße. Sie überzeugte sich, daß die Kinder folgten und blickte dann mit einem leisen Seufzer den Doktor an.

„Die Frau ist nicht hoffnungslos, nicht wahr?“

„Durchaus nicht. Ihr Besuch hat auf diese Leute einen vorteilhafteren Eindruck gemacht, als ich erwartete, und wird der Kranken mehr helfen, als meine Verordnungen.“

„O, unser Volk hier ist nicht schlecht, nur unzuverlässig.“

„Sie verstehen es, mit den Leuten umzugehen.“

„Ich bin ja von Kindheit an unter ihnen gewesen.“

Schweigend schritten Beide einige Minuten lang neben einander hin. Dann begann Anna:

„Sie halten mich gewiß für recht oberflächlich und herzlos, Herr Doktor, weil Sie mich noch nie bei Ihren Kranken getroffen haben und ich mich überhaupt so wenig um die Leute gekümmert habe. Ich verstehe eigentlich auch selbst kaum, wie das so gekommen ist.“

„Es hat Ihnen die Gelegenheit gefehlt, in das Glend, das Sie umgiebt, hineinzusehen.“

Sie schüttelte den Kopf.

„Nein — aber ich glaube, ich war zu sehr mit mir selbst beschäftigt. Durch meine Heirat war ein so großer Umschwung in meinem Leben eingetreten, dann nahm mein Vater, der vor nun fast einem Jahre gestorben ist, all meine Sorge in Anspruch und nach seinem Tode habe ich so viel gelesen — ich hatte so wenig Zeit gehabt, in meiner Jugend etwas zu lernen, ich wollte das nachholen — und ich glaubte auch, daß es unsern Leuten durchweg gut ginge.“

Ein freundlicher Blick des Doktors flog hinüber zu der jungen Frau, die von ihrer „Jugend“ als von etwas Vergangnem sprach, und doch noch so jung, fast kindlich ausah, die er eben noch so verständig hatte handeln sehen, und die sich jetzt vor ihm entschuldigte, als habe sie ein schlechtes Gewissen.

In der Nähe des Remberg'schen Hauses begegnete ihnen der Direktor.

Anna erzählte ihm das Borgefallene. Er drohte dem Doktor mit dem Finger.

„Sie hätten sich auch andere Schutzbefohlene aussuchen können als den Weitalled,“ sagte er, aber ein gutnütziges Lächeln spielte dabei um seine Lippen. Dann wandte er sich an seine Frau und fuhr mit demselben Lächeln fort:

„Gründlich bist Du wenigstens gleich verfahren, indem Du die drei Bälge da sofort mitgenommen hast, Kleine, und über meinen Grundsatz, daß man durch Privatwohlthätigkeit nicht in den allgemeinen Lauf der Dinge eingreifen soll, weil man gewöhnlich nicht ganz zu helfen vermag, hast Du Dich auch kühn hinweggesetzt. Aber Unrecht hast Du darum doch nicht gehabt, und nun — was thun wir mit den Dreien da?“

„Zunächst sollen sie sich satt essen und dann sollen sie sich waschen.“

„Aber morgen werden sie wieder hungrig und schmutzig sein.“

„So lange die Mutter krank ist, wird schon bei uns so viel übrig bleiben, daß ich sie durchfüttern kann.“

„Und wenn die Frau gesund sein wird, werden die Kinder an die bessere Kost gewöhnt sein und sich erst recht unglücklich zu Hause fühlen, der Mann wird nicht aufhören zu trinken und in einem Jahre wird sich wahrscheinlich die Katastrophe von jetzt wiederholen.“

Anna's Augen füllten sich mit Thränen. Sie winkte den Kindern, ohne etwas zu erwidern.

„Kommt in die Küche.“

Sie führte die Kinder über den Hof. Remberg blickte ihr nach.

„Ich freue mich, daß sie sich nicht einschüchtern läßt und durchführt, was sie angefangen hat. Ich denke, sie wird mir tapfer bei meinen geplanten Unternehmungen helfen, die kleine Frau. Na, Doktor,“ wandte er sich an diesen, „warum machen Sie denn so ein Gesicht wie die gekränkte Unschuld? Aergern Sie sich über mich? Kommen Sie lieber mit herein und sehen Sie sich 'mal meine Pläne an. Ich wollte sie schon lange in Angriff nehmen, kam aber nicht dazu. Nun giebt mir die kleine Frau mit ihren drei Pflegekindern da einen neuen Anstoß, und Sie wissen, wenn die Kugel erst 'mal bei mir ins Stollen kommt,

dann steht sie nicht eher, als bis sie festen und ebenen Grund gefunden hat.“

„Ich verstehe nicht, was Sie meinen, Herr Direktor.“

„Nun, ganz einfach, sehen Sie. Mit den Kindern und Frauen der Arbeiter, das ist ein Elend, das weiß ich, aber wir stopfen es nicht, indem wir eins oder das andere in unsrer Küche durchfüttern. Wir müssen ein Haus haben, wo die ganze kleine Bande außerhalb der Schule beschäftigt und womöglich be-
köstigt wird, jeder Arbeiter muß einen kleinen Beitrag dazu beisteuern, damit die Einrichtung sich selbst erhält, wenn ich auch natürlich das Anlagekapital dazu gebe, und ein paar vernünftige Frauenspersonen müssen die Sache leiten. Aber damit bin ich noch nicht zufrieden. Eine Volksküche soll damit zusammenhängen, wir kaufen die Vorräte im Ganzen billiger und besser als der kleine Mann sie im Einzelnen bekommt, ein paar Weiber kochen dort für Alle und bekommen dafür natürlich ihren Lohn, und die Andern kriegen die Hände frei zur Arbeit. Sie sollen 'mal sehen, was für eine andere Generation wir uns erziehen werden, wenn die beiden Anstalten erst im Zuge sind. Habe ich Recht, was meinen Sie?“

„Sie würden damit das erfüllen, was mir immer als Ideal-Einrichtung für eine Arbeiterbevölkerung vorgeschwebt hat,“ rief der Doktor.

„Na, sehen Sie wohl, und die Sache ist schon weiter gediehen, als Sie glauben. Ich spreche nur nicht über dergleichen, bis Alles klipp und klar ist; aber ich habe das Friedländer'sche Haus zu keinem andern Zweck gekauft, als um darin zunächst einmal einen Versuch im Kleinen zu machen, und das Geld für den Anfang liegt bereit.“

„Bravo, Herr Direktor, nun verspreche ich mit Hand und Mund, nicht so bald wieder an Ihnen zu zweifeln. Als Sie uns vorhin so schlecht machten mit unfreier Privatwohlthätigkeit —“

„Weiß schon, daß Sie mich für einen hartherzigen Menschen gehalten haben, schadet aber nichts, ich weiß doch, was ich an Ihnen für eine Hilfe haben werde.“

Die beiden Männer drückten sich die Hand, und die Augen des kleinen Doktors leuchteten. Sie waren in des Direktors Schreibzimmer eingetreten.

„Sehen Sie, da liegen schon die fertigen Pläne für die innere Einrichtung des Hauses,“ sagte Remberg, einige Papiere aus einem besonderen Fach nehmend. „Und da die ungefähren Berechnungen

der Kosten und dergleichen. Die Wittwe des Steigers Müller wird sehr geeignet sein, die Kinder zu beaufsichtigen, ist auch eventuell bereit dazu.“

„Die ganze Angelegenheit ist ja schon sehr weit gediehen,“ rief der Doktor, „warum machten Sie denn ein solches Geheimniß daraus?“

„Ich spreche nicht gern über die Sachen früher, als wenn ich sagen kann: nun soll die Kugel rollen.“

„Sie kann es ja, Herr Direktor. Ihre Frau hat heute angefangen mit der Kinderpflege-Anstalt, also übertragen wir die Sache vom Papier in die Wirklichkeit, und weihen wir sogleich Ihre Frau in Ihre Pläne ein.“

„Sie scheinen in aller Eile ein Schutz- und Trutzbündniß mit meiner Frau geschlossen zu haben.“

„Das hoffe ich, Herr Direktor!“

„Na, und ich habe nichts dagegen, aber schleppen Sie mir die kleine Frau nicht in gar zu schlimme Spelunken, hören Sie, Doktor!“

Dreizehntes Kapitel.

Von diesem Tage an war der Doktor ein oft gesehener Gast des Nemberg'schen Hauses und Anna hatte keine Zeit mehr, zum Fenster hinauszusehen und trübselige Vergleiche zwischen der Landstraße und den Berliner Linden anzustellen.

Bei Nemberg war „die Kugel ins Rollen gekommen“, er hatte die Einrichtung des Kinderheims und der Volksküche in Angriff genommen und hatte auf des Doktors eifriges Zureden hin sein Bedenken, die „kleine Frau“ an die Spitze des Unternehmens zu stellen, aufgegeben.

„Aber sehen Sie sie doch an, was für ein Kind sie selbst noch ist,“ hatte er Anfangs gesagt. Schließlich aber hatte er sich besonnen, daß Anna früher, als sie noch allein für den Vater zu sorgen hatte, doch schon recht selbständig gewesen, und daß das,

was er zuerst an ihr schätzen gelernt hatte, ihr praktisches, verständiges Wesen gewesen war. Er dachte nicht darüber nach, wie es gekommen war, daß sie ihm, seit sie seine Frau war, jünger, unselbständiger erschien als vorher, aber der Doktor dachte für ihn:

„Wieder Einer, der aus Liebe seine Frau zum Kinde machen möchte, anstatt sie zu einem selbstdenkenden und selbstthätigen Wesen zu erziehen — und das passirt einem so klaren Kopfe, wie diesem Remberg!“

Am Ende gab der Direktor seine Bedenken auf und hatte seine Freude daran, daß Anna rasch begriff, um was es sich handelte, und daß sie die Dinge beim rechten Ende anfaßte.

Der Sommer war über alledem ins Land gekommen. Remberg hatte hinter seinem Hause einen Garten angelegt, was in dieser Gegend mit vielen Schwierigkeiten verknüpft ist, da nur gewisse Bäume und Sträucher unter der Einwirkung des Rauches gedeihen. Anna nahm den Garten unter ihre besondere Pflege und an schönen Abenden saß sie mit ihrem Mann draußen auf der Veranda, die mancherlei Arbeiten des Tages besprechend und Pläne für künftige Verbesserungen machend. Dazu fand sich auch wohl

der Doktor oder sonst ein Bekannter dazu und häufig wurden diese Abende mit Musik beschlossen. Der Doktor war ein vorzüglicher Geigenspieler. Er hatte unter den Gymnasiallehrern und bei einem der Bergassessoren musikalische Talente entdeckt und bald fand sich ein Quartett zusammen, welches sich an jedem Sonnabend bei „Nembergs“ Rendezvous gab.

Das Leben unter ähnlichen Bedingungen und das gemeinsame Streben sich aus der Rauchatmosphäre des Hüttenbezirkes ab und zu in die reineren Sphären der Freude am Schönen aufzuschwingen, vereinigte den kleinen Kreis, in dem Anna allerdings die einzige Frau war, aus welchem dafür aber auch aller kleinliche Klatsch und Tratsch ausgeschlossen blieb.

Oft wurde dann auch für den Sonntag eine gemeinschaftliche Fahrt verabredet, oder die „Herren vom Quartett“ wurden vom Direktor zu Tisch gebeten. So sah der kleine Kreis sich häufig und der Verkehr gestaltete sich zu einem wahrhaft freundschaftlichen.

An einem Sonnabend, an welchem die übrigen Herren verhindert worden waren zu erscheinen, und der Direktor in Folge dessen an seinen Schreibtisch gegangen war, um seine Korrespondenzen zu erledigen, saß der Doktor allein mit Anna auf der Be-

rauda. Der Duft der Rosen stieg aus dem Garten empor und das Mondlicht stahl sich zwischen den Ranken des wilden Weines und der blühenden Klematis, um mit silbernem Schimmer über die Steinfliesen der Veranda hinzutanzten. Zwischen den Bäumen des Gartens hindurch sah man auf ein weißes Nebelmeer hinaus, das über dem flachen Lande lag und durch dessen Schleier nur ab und zu die ferne aufflackernden Feuergarben eines Hochofens leuchteten. Anna sprach von den Sommerreisen einiger Bekannten und knüpfte die Bemerkung daran, daß sie es gar nicht bedauere, daß ihr Mann sich in diesem Jahre nicht losmachen könnte, da sie sich vollkommen zufrieden fühle und keine Aenderung in ihrer Lebensweise wünsche.

„Ich freue mich, daß Sie das aussprechen, was ich denke,“ meinte der Doktor.

„Sie?“ fragte Anna, „Sie sind also auch zufrieden?“

„Glaubten Sie das Gegenteil?“

„Ich weiß nicht, ich habe mir das nicht recht klar gemacht — aber jetzt, im Augenblick, wo Sie Ihre Zufriedenheit aussprechen, kommt es mir vor, als hätte ich bisher daran gezweifelt.“

„Weshalb?“

„Ihre Augen sahen oft so traurig aus.“

„Wenn das der Fall ist, so gilt es Erinnerungen — vergangenen Dingen. Mit meiner Gegenwart bin ich zufrieden.“

Anna senkte den Kopf. Sie hätte gern mehr gefragt, aber sie fürchtete unbescheiden zu erscheinen. Er schien indessen ihre Gedanken zu erraten und sagte: „Ich kann von mir dasselbe sagen wie Sie; meine Jugend ist hart gewesen.“

Nun wagte Anna doch ein leises: „Wollen Sie mir davon erzählen?“

„Große Schicksale haben mein Leben nicht interessant gemacht,“ sagte er, „aber mit kleinen Missern von aller Art habe ich mich herumgeschlagen. In meiner ersten Kindheit waren meine Eltern mit Glücksgütern reich gesegnet und ich wurde dementsprechend verwöhnt. Dann, als ich anfing mich vom Schuljungen zum Jüngling zu entpuppen, machte mein Vater Bankerott. Denken Sie sich die Empfindungen eines frühreifen Jungen, dessen Kopf voll Ideale steckt, der gewohnt ist, sich und sein Haus als unantastbar zu betrachten, und der nun plötzlich in den unehrerbietigsten Ausdrücken von seinem Vater

und dessen Handlungsweise sprechen hört! Mein Großvater, ein rechtgläubiger und sehr gelehrter Rabbiner, der stets den größten Einfluß auf mich gehabt hatte, nahm mich zu sich, und ihm verdanke ich, daß ich studiren konnte, denn mein Vater wollte, daß ich Kaufmann werden sollte, wie er es war. Am liebsten hätte ich mich dem Studium der Naturwissenschaften gewidmet. Da ich aber vermögenslos war, mußte ich ein Fach wählen, das seinen Mann schneller ins Brod bringt. So studirte ich Medizin. Später fiel mir dann unerwarteter Weise eine Erbschaft zu, die mich unabhängig machte.“

„Trotzdem blieben Sie bei dem nur widerwillig ergriffenen Fach?“

Er schwieg einen Augenblick. Dann sagte er:

„Ich habe ein bis ins krankhafte gesteigertes Schönheitsgefühl — und ich bin sehr häßlich. Alles was groß und schön und wahr ist, begeistert mich — ich bin im Grunde meines Wesens Idealist, wie mein Großvater, der mich erzog, Idealist war — und ich bin der Sohn eines Bankerrotteurs, der Abkomme einer Race, die man sich gewöhnt hat, als allem Idealismus feindlich zu betrachten. Wo ich schöne Menschen fand, schreckten sie vor meiner Häßlichkeit

zurück, und wo mir ein edles Streben begegnete, dem ich mich gern begeistert angeschlossen hätte, da betrachtete man den ‚Juden‘ mit Mißtrauen oder wies ihn geradezu ab, weil er idealer Regungen ja doch nicht fähig sei. Der unter meinen Studiengenossen, den ich am höchsten stellte und dem ich heimlich ewige Freundschaft geschworen hatte, noch ehe er mich einer Beachtung würdigte, er ging achselzuckend an mir vorüber — weil ich ein Jude war. Ich war nahe daran am Leben zu verzweifeln. Da erhielt ich die Nachricht von der tödtlichen Erkrankung meines Großvaters. Ich eilte zu ihm und die Stunden, die ich an seinem Bett verbrachte, wurden entscheidend für mich. Es war, als sei die volle Geistesklarheit und Schärfe, die meinen Großvater früher auszeichnete, und die er in seinen letzten Jahren in Folge seines hohen Alters verloren zu haben schien, noch einmal zurückgekehrt, und unsere letzten Gespräche werden mir immer unvergeßlich bleiben. Er schien all mein Seelenleiden zu erraten und antwortete oft auf Fragen, die mich beschäftigten, ohne daß ich sie ausgesprochen hatte.

‚Vor Allem sei unbedingt wahr gegen Dich selbst,‘ sagte er mir einst, ‚wenn Du Enttäuschungen

erfährst, oder Abweisungen erdulden mußt, suche die Motive nie vor Dir selbst zu beschönigen, sondern nenne sie haarscharf beim Namen. Und wenn Du Dich unglücklich fühlst, mache das Schicksal nicht dafür verantwortlich und gieb Dich keiner unklaren Schmerzempfindung hin, sondern ergründe und nenne Dir die wahre Ursache Deines Schmerzes. Und hast Du sie genannt, so frage Dich, ob es in Deiner Macht steht, etwas daran zu ändern. Klare Erkenntniß und fester Wille vermögen viel, fast Alles. Hast Du aber erkannt, daß das, was Dich schmerzt, wirklich unabänderlich ist, dann wird eben diese Erkenntniß Dir Resignation geben das Unabänderliche zu tragen, und wie ein Baum, dem man einen frankten Zweig mit fester Hand abgeschnitten hat, neue Triebe macht, so werden auch neue Hoffnungen und neues Streben in Deiner Seele aufsprießen.'

„Als mein Großvater todt war und ich nun ganz allein in der Welt stand, fragte ich mich, was es denn nun eigentlich sei, was ich vom Leben verlange. Und ich antwortete mir: Liebe, Anerkennung, das ist es, was Dir fehlt. Dein Herz schlägt warm, nicht nur einzelnen Menschen, sondern auch der Menschheit im Allgemeinen entgegen. Zwinge also

die Menschen ihr Mißtrauen gegen Dich zu besiegen, vergrabe Dich nicht in Deine Bücher, sondern tritt ins Leben hinaus und handle.

„Nach diesen Erwägungen blieb ich Arzt. Und ich habe es nicht bereut.“

Er schwieg, erhob sich und trat an die Brüstung der Veranda, um in den mondbeglänzten Garten hinabzusehen.

„Herr Doktor,“ sagte Anna leise.

Er wandte sich zu ihr. Sie reichte ihm die Hand.

„Ich war von Anfang an Ihre Freundin, nun bin ich es erst recht! Aber eins möchte ich doch noch wissen — weshalb sind Sie von Berlin fortgegangen, wo sich Ihnen doch ein größerer Wirkungskreis bieten konnte, als hier?“

„Ich könnte Ihnen darauf antworten, daß dies nicht der Fall ist, daß in Berlin der Einzelne wie der Tropfen im Meere verschwindet, und daß gerade ich, der ich durch mein Vermögen unabhängig bin, das Bedürfniß habe, etwas mehr zu leisten als Andere, die für das tägliche Brod arbeiten müssen. Ich könnte Ihnen sagen, daß ich mir wie ein Missionar der höheren Kultur vorkam, als ich den Ruf hierher an-

nahm. An Alledem wäre etwas Wahres. Aber, um meine Beichte ganz vollständig zu machen, will ich Ihnen bekennen, daß eine Frau den unmittelbaren Anstoß zu meinem Entschluß gab. Es war ein schönes, begabtes, und — trotz mancher Schatten, die auf ihrem Leben lasteten, edel angelegtes Weib — ich liebte sie von ganzer Seele und glaubte ihr an meiner Seite die Ruhe und Stetigkeit, die ihrem Leben fehlten, bieten zu können. Sie zog mir einen Andern vor, und ich wollte sie nicht elend werden sehen — ändern konnte ich ja doch nichts daran. So entschloß ich mich Berlin, wo ich sie immer wieder getroffen hätte, zu verlassen.“

Der Direktor Remberg trat auf die Veranda.

„Schade, daß Du nicht früher kamst,“ rief Anna, „unser lieber Doktor hat mir so viel Interessantes erzählt.“

„Glauben Sie es nicht,“ widersprach der Doktor, „ich habe nur ein bischen aus der Schule geschwagt und dann —“ er wandte sich an Anna, „dergleichen beichtet man nur einer Frau. Nehmen Sie mir's nicht übel, Direktor Remberg, aber die Thatsache steht einmal fest und Sie müssen sie anerkennen, ob Sie wollen oder nicht: geschäftliche Dinge verhandelt man

lieber mit einem Mann, von innerlichen Angelegenheiten spricht man lieber mit einer Frau.“

„Sie machen mich fast neugierig, Doktor,“ sagte Remberg lächelnd, „aber erstens habe ich gar kein Talent zur Indiskretion und zweitens weiß ich, daß die kleine Frau von Ihnen nur Gutes hören kann.“

„Sie sind ein musterhafter Ehemann,“ lachte nun auch der Doktor, und wenn sich an diesem Abend auch nicht das Quartett bei Rembergs zusammgefunden hatte, so herrschte doch auch unter dem Trio, das jetzt auf der Veranda beisammen saß, die vollkommenste Harmonie.

Vierzehntes Kapitel.

Die Wochen wurden zu Monaten, die Jahreszeiten folgten einander im regelmäßigen Kreislauf, und regelmäßig, ohne darum einförmig zu werden, floß Anna's Leben dahin. Kemberg hatte für seine Industrie neue Absatzgebiete im Süden Rußlands erschlossen. Seine dortigen Verbindungen machten es notwendig, daß er öfter längere Reisen unternahm. Anna gewöhnte sich dadurch an immer selbständigeres Schalten. Oft gingen auch die Berichte der Gruben- und Hütten-Beamten durch ihre Hände und sie folgte mit immer wachsendem Interesse und Verständniß der weitverzweigten Thätigkeit ihres Mannes. Kam er dann zurück und fand das Behagen in seinem Hause, das er so lange vermißt hatte, die Anstalten, welche Anna's Fürsorge anvertraut waren, in musterhafter Ordnung und sie selbst über Alles, was seine Ange-

Legenheiten betraf, orientirt, so lächelte er stolz über eine verständige Frau und sagte wohl auch einmal zum Doktor: „Habe ich nicht das große Loos gezogen mit meiner kleinen Frau?“

Gegen sie selbst aber ließ er sich von seiner Freude und Bewunderung wenig merken, und Anna, welche seiner Rückkehr stets mit einer gewissen freudigen Erregtheit entgegen sah, seufzte am Abend solcher Rückkehrstage oft enttäuscht, während Remberg sich in die inzwischen eingelaufenen Briefe und Zeitungen vertiefte. Es gab Augenblicke, wo sie nicht ganz zufrieden war, aber sie bezeichnete gegen sich selbst diese Anwandlungen als „sentimentalen Unsinn“ und suchte ihrer durch fröhliche Thätigkeit Herrin zu werden.

Wieder hatte Remberg eine Reise nach Odessa unternommen. Es war ein schwüler Spätsommerabend. Wochenlanger Regen hatte die Ernte gestört. Der Himmel hing voll grauer Wolken, und wo das Land angebaut war, machte sich der Geruch des faulenden Kartoffelkrautes bemerkbar.

Anna kehrte soeben von einem Gange durch das Kinderheim zurück. Vor ihrem Hause traf sie den Doktor und erzählte ihm von ihren dort gemachten Beobachtungen.

„Ich habe rechte Freude an den Woitallecks,“ sagte sie, „Sie wissen, ich habe die Einrichtung getroffen, daß auch die schulpflichtigen Kinder, so weit sie zu Hause nicht gebraucht werden, in den Freistunden bei uns beschäftigt werden. Der Josef Woitalleck kommt regelmäßig und verdient sich jetzt schon etwas durch Rohrflächten. Er ist sehr geschickt und fleißig und wird einmal eine rechte Stütze für die Mutter werden. Die arme Frau lebt förmlich auf, seit sie die Kinder untergebracht weiß. Lieber Himmel, was ist das für eine Kreuzträgerin. Wissen Sie, Doktor, wenn ich einmal eine Anwendung von schlechter Laune habe, denke ich an die Woitalleck, das hat die Wirkung, daß mir mein Leben sofort im rosigsten Lichte erscheint.“

„Ja,“ meinte der Doktor, „und wenn man auch einmal denkt, die Leute sind über das Aergste hinaus, so fängt der Mann wieder an zu trinken und das Elend ist wieder da. Ich war froh, daß wir sie aus der Spelunke meines Herrn Namensvetters heraus hatten — nun haben sie dorthin zurückkehren müssen, weil ihm die Arbeit wieder wegen seines Trunkes entzogen worden ist und kein ordentlicher Wirt ihn mehr nimmt. Wenn uns die heimkehrenden Ball-

fahrer von Piéka nur nicht den Typhus dort eingeschleppt haben. In der Umgegend ist er wiederholt aufgetreten und wenn mir ein Fall in dem Goldbaum'schen Hofe vorkommt, so können wir dort einen Krankheitsherd bekommen, wie man ihn sich gar nicht schlimmer denken kann. Schlechte Luft, schlechtes Wasser, schlechte Nahrung — alle Vorbedingungen sind vorhanden.“

„Aber unter unseren Leuten ist doch bis jetzt noch kein Fall vorgekommen, weshalb glauben Sie an eine Einschleppung?“

„Es sind da ein paar Kerls, die über Kopfschmerz, Schwindel und Frösteln klagen und Fieber haben, die Sache ist jedenfalls verdächtig.“

„Wir wollen doch nicht schwarz in schwarz malen, lieber Doktor — um auf andere Gedanken zu kommen: bleiben Sie heute zum Thee. Ich erwarte den Bergrat Merg mit seiner Frau; wir wollten ja Leseabende im kleinsten Kreise veranstalten, wie wäre es, wenn wir gleich heute begännen?“

„Sie haben immer gute Gedanken!“

„Und Sie wissen immer gute Bücher. Also gehen Sie nach Hause, holen Sie etwas Nettes, und kommen Sie zu uns.“

„So, und wenn wir eine Typhusepidemie bekommen, so findet sie uns wenigstens nicht von vorn herein in schlechter Laune. Gut gelaunte Menschen sind immer widerstandsfähig.“

Schon in den nächsten Tagen erwiesen sich die Befürchtungen des Doktors als begründet. In den Goldbaumschen Häusern legten sich mehrere Typhusfranke zu gleicher Zeit, und bald kamen auch in den anderen Arbeiterhäusern verschiedene Fälle vor.

Eines Morgens kam der kleine Joseph Woi-
talleck weinend zu Anna und klagte, daß die Mutter nicht aufgestanden sei, schreckliche Dinge durcheinander spreche, die man garnicht verstehen könne, und daß der Vater wieder betrunken sei und sie prügeln wolle.

„Ich bin fortgelaufen, denn ich kann das nicht sehen,“ sagte das Kind, „aber die Mutter stirbt gewiß, wenn der Vater sie schlägt.“

Anna wußte, daß der Doktor zu einer entfernt wohnenden Schwerkranken gerufen worden war, und erst in einigen Stunden die Kranken des Hüttenbezirks würde aufsuchen können. So schickte sie ihm für alle Fälle einen Boten und ging dann in Begleitung des Kindes fort, um selbst nach der Kranken zu sehen.

Sie fand die Scene dort verändert. Der Trunkene saß schluchzend und jammernd in einer Ecke und um das Bett drängten sich mehrere Weiber die heftig gestikulirend durcheinander sprachen. Mit offenbarem Mißmut und finsternen Gesichtern wichen sie zurück, als Anna an das Bett trat.

Die Kranke lag unter einem Wust von unfauberen Betten und Tüchern. Von letzteren war auch eine ganze Anzahl um ihren Kopf geschlungen, und unter diesem übelriechenden, dickwulstigen Turban blickten die verglasten Augen der Kranken offenbar ohne klares Bewußtsein um sich, und die trocknen, fieberheißen Lippen murmelten unverständliche Worte.

Anna, welche sich von dem Doktor das Wesen der Krankheit und ihre Behandlungsweise hatte erklären lassen, zweifelte nicht, daß sie eine Typhusfranke vor sich hatte.

„Wir werden sich schon pflegen,“ sagte eines der Weiber in gebrochenem Deutsch.

„Seit wann ist sie denn krank?“ fragte Anna.

„O, schon lange schleppt sie sich so rum.“

„Aber hat sie denn der Doktor nicht gesehen, er kommt doch täglich ins Haus.“

„Ja, fürcht't sich vor Doktor. Doktor hat den

Malik in Lazareth bringen lassen — ist dort gestorben, und hier hat Doktor die Marinka kalt Wasser umgelegt — ist auch gestorben. Wenn ist Mensch krank, muß immer haben viele warm, Betten und Tüchle, daß Kopf gut warm ist, so wird gesund. Kann kein Doktor helfen!“

„Aber Leute, Leute, spricht doch nicht so thörichte Sachen. Der Malik ist gestorben, weil er sich betrunken hat, anstatt die Medizin einzunehmen, und die Marinka war schon fast gesund, da ist sie aufgestanden und hat Sauerkraut und Klöße gegessen, daran ist sie gestorben, und nun gebt Ihr dem Doktor die Schuld. Und seht, der Typhus ist eine Krankheit bei der der Mensch schon ohnehin an zu viel Hitze leidet, darum wendet man kaltes Wasser an. Das heiße Blut muß abgekühlt werden. Fühlt doch, wie heiß die Haut der armen Woiwallek ist. Wollt Ihr sie noch heißer machen mit Euren Decken und Betten? Schnell, nehmt das fort, öffnet das Fenster und holt frisches Wasser. Ihr wißt doch, daß ich nur Euer Bestes will.“

Sie redete in polnischer Sprache mit ihnen, was ihr schon von vorn herein das Vertrauen der Leute erwarb, und man kannte sie als gut und

hülfsbereit. Wenn die Weiber auch murrten, so fand sie doch schließlich Gehorsam. Sie entfernte die wollenen Tücher und legte der Kranken kalte Kompressen auf die Stirn, bis der Doktor endlich kam.

„Sie hätten nicht herkommen sollen,“ redete er Anna an. „Eine energische Behandlung der Kranken ist hier ohnehin unmöglich, wir müssen sie ins Lazareth schaffen.“

„Nicht in Lazareth, o Jesus Maria, nicht in Lazareth!“ schrie eins der Weiber auf und die anderen fielen als Chorus ein. Der Trunkene schien sich indeß etwas ernüchtert zu haben, er stellte sich mit theatralischer Geberde vor das Bett und rief:

„Ich lasse meine Frau nicht forttragen, niemals lasse ich sie forttragen!“

„Nur Wärme muß Krankes haben, Pan Doktor,“ schrie eins der Weiber, ermutigt, weil sie ihrer so viele waren, die Widerspruch erhoben, „nur Wärme, keine kalte Wasser!“

Dem Doktor riß die Geduld.

„Hinaus mit Euch,“ rief er, „helfen könnt Ihr hier doch nichts, Ihr stört nur, also hinaus.“

Murrend drängten die Weiber sich zusammen,

andere standen vor der Thür und sahen neugierig durch die offene Spalte.

„Helft, daß sie meine Frau nicht fort schleppen!“ schrie Woitalleck.

Ein beifälliges Murmeln antwortete ihm von der Thür her.

Anna legte beschwichtigend ihre Hand auf den Arm des Doktors.

„Reizen Sie sie nicht, wir wollen handeln ohne viel zu reden,“ sagte sie leise. „Gehen Sie, holen Sie einen Wagen und Leute von uns, ich werde hierbleiben, damit inzwischen kein Unsinn mit der Kranken geschieht.“

„Der Wagen steht schon vor der Thür, ich hatte ohnehin eine Kranke aus diesen Häusern zu überführen, da muß die Frau nun gleich mitgenommen werden. Sie muß sich all die Tage über geradezu vor mir versteckt haben, denn ich habe sie nie zu sehen bekommen.“

„Jesus Maria, der Lazarethwagen!“ heulte eine Stimme von der Thür her, „und da tragen sie eben die Piczorka hinaus, o heilige Mutter Gottes, die kommt gewiß nie zurück!“

„Woitalleck,“ sagte Anna, an den Mann heran-

tretend, der mit starren Augen nach der Thür blickte. „Seht, ich und der Doktor wir haben Eurer Frau doch schon einmal geholfen und wir wollen ihr wieder helfen. Hier können wir das nicht, denn Eure Frau braucht viele Sachen, die Ihr hier nicht schaffen könnt. Wir werden sie in ein hübsches Zimmer bringen und werden dort Alles für sie thun, was nötig sein wird, und Eure Kinder sollen bei mir bleiben, so lange die Frau krank ist.“

Ihre sanfte eindringliche Stimme blieb nicht ohne Wirkung auf den Mann.

„Wenn Sie es durchaus wollen, so thun Sie es nur — was sein muß, muß sein!“

Damit zog er sich in eine stumpfe Passivität zurück, und auch die Anderen begnügten sich damit zu klagen und zu schreien. An einen Widerstand dachten sie nicht.

Einige Tage später telegraphirte der Doktor an Remberg: „Kommen Sie zurück, Ihre Frau ist am Typhus erkrankt.“

Anna lag ohne Bewußtsein in heftigen Fieberphantasieen als Remberg zurückkehrte. Eine Ordensschwester wachte bei ihr.

„Es ist nichts versäumt worden — aber der

Fall ist schwer, sehr schwer, ich darf es Ihnen nicht verhehlen," sagte der Doktor, die eigene Bewegung kaum befeuernd, während er Remberg die Hand drückte. Lange Tage folgten und Nächte, die endlos lang erschienen, Remberg wich nur selten vom Lager der Kranken. Anfangs hatte er der Thatsache gegenüber, daß sein junges, blühendes Weib krank, vielleicht sterbend vor ihm lag, wie erstarrt dagestanden. Dann aber bäumte sich Alles, was von starker Lebenskraft, von Mut und Willen in ihm war, gegen das Furchtbare auf. Sie sollte, sie durfte nicht sterben! Er wollte mit dem Tode um dieses Leben kämpfen. Es war sein und sollte sein bleiben! Mergstlich lauschend folgte er ihren Fieberphantasieen. Sie sprach viel mit ihrem Vater und ihrer Schwester, und Remberg kannte fast all die Ereignisse, die sie in ihren Fieberträumen beschäftigten. Nur eins verstand er nicht, und dieses eine kehrte immer öfter zurück. Wer war es, den sie immer wieder bat ihr von Heidelberg zu erzählen? Keiner von Rembergs Bekannten hatte dort studirt und Remberg glaubte doch alle Menschen zu kennen, mit denen Anna in Berührung gekommen war. Mit wein hatte sie aber im Walde Spazierritte gemacht, Erdbeeren gepflückt

und Studentenlieder gesungen? Wen hat sie manchmal mit so rührender Stimme sie unter den fremden Leuten nicht zu vergessen, wem warf sie dann vor, daß er sie dennoch vergessen habe? Was war das für eine Episode ihres Lebens, die er nicht kannte? Oft zürnte er ihr, wenn sie ihre Worte immer wieder an jenen Unbekannten richtete. Wenn aber dann der Doktor kam und kopfschüttelnd neben ihrem Lager stand, dann hatte Remberg Alles vergessen und nur die Angst um dieses teure Leben hatte noch Raum in seiner Seele. Und als sich dann nach langen, schweren Tagen endlich des Doktors Gesicht aufhellte, als Anna endlich wieder die Augen aufschlug und ihre Umgebung zu erkennen begann, da drängte wieder die Freude über ihre Rettung jeden anderen Gedanken in Remberg zurück. Wohl flog die Erinnerung an ihre Fieberphantasien manchmal wie ein leichter Schatten über seine Seele, aber er stand doch zu selbstbewußt auf festem Boden, um einem Schatten Raum in seinem Leben zu gönnen.

„Sie ist mein,“ sagte er sich, „ich weiß was sie mir ist und ich habe sie mir dem Tode abgetrotzt. Hat sie einmal irgend eine schwärmerische erste Liebe gehabt, so soll sie es mir später erzählen. Jetzt will

ich mich daran freuen, daß sie lebt und an nichts Anderes denken.“

Doch diese Freude wurde ihm nicht ungetrübt zu Theil. Der Doktor sah immer noch ernst aus und eines Tages nahm er Remberg bei Seite und sagte: „Ich habe mir die Sache hin und her überlegt, jetzt ist sie spruchreif: vom Typhus haben wir Ihre Frau gerettet, wenn wir sie aber vor einer Lungenkrankheit bewahren wollen, so müssen wir sie für die Dauer des Winters in ein anderes Klima bringen. Ich gehöre nicht zu denen, die ihre Patienten verschicken, wenn sie sie nicht mehr retten können, und deshalb sage ich Ihnen: setzen Sie sich mit ihrer Frau so schnell als möglich auf die Bahn und fahren Sie nach Nizza.“

Der Direktor sträubte sich anfangs. Anna schüttelte lächelnd den Kopf; aber als sie bleich und durchsichtig blieb, und trotz ihrer Versicherung, daß sie sich wohl fühle, hüstelte, da faßte er einen schnellen Entschluß und machte einen Reiseplan.

„Ich habe nie in meinem Leben etwas halb gethan,“ sagte er, „meine Frau soll mir auch ganz gesund werden.“

Fünfzehntes Kapitel.

Ueber Wien, Innsbruck und Verona hatte Remberg seine Frau nach Genua gebracht, von wo er nach kurzem Aufenthalt nach Nizza fahren wollte. Da Anna noch der Schonung bedurfte, waren sie langsam in kleinen Stappen gereist und oft hatten auch Anna's Bitten die verschiedenen Aufenthalte verlängert. War ihr doch die Welt so neu, täglich erschlossen sich ihr Wunder über Wunder und überall, wo sie rasteten fand sie es so schön, daß Remberg nicht auf sofortige Weiterreise drang. Es freute ihn seiner Frau jetzt alle Bequemlichkeiten verschaffen, ihr alles Schöne zeigen zu können, und dabei an die Zeit zurückzudenken, wo er als armer Bursche Arbeit und Stellung suchend, einen Teil dieser Städte durchzogen hatte. Wenn sie, in die weichen Kissen eines Wagens zurückgelehnt, neben ihm saß, und mit großen glänzenden

Augen die fremden Städte, Menschen und Gegenden anstaunte, dann zeigte er ihr ab und zu ein dürftiges, armseliges Wirtshaus am Wege und erzählte lächelnd, wie er einst dort eingekehrt sei! Dann blickte sie ihn bewundernd an. Ja, er durfte den Kopf hoch tragen, er, der Alles eigener Kraft und Arbeit dankte, und sie drückte ihm stumm die Hand, während sie an den kleinen Wirtshäusern vorüber fuhren. Anfangs war es ihr schwer geworden sich von der ihr lieb gewordenen Heimat zu trennen; aber jetzt genoß sie mit vollen Zügen das Schöne, das die Reise ihr bot.

Als sie am ersten Morgen in Genua am Fenster ihres Zimmers stand und auf den blauen Golf hinausblickte, trat Remberg an ihre Seite.

„Du siehst heute zum ersten Mal wieder ein wenig rosig aus, kleine Frau,“ sagte er. „Der Doktor hat Recht gehabt, schon die Reise hat Dir gut gethan.“

„Die Welt ist aber auch zu schön,“ erwiderte sie, den Kopf an seine Schulter lehrend, „all die Freude macht mich ganz gesund.“

„Ja, Kleine, und jetzt weiß ich auch, daß Du mir wieder ganz frisch und fröhlich heimkehren wirst — wir sind eben zur rechten Zeit nach dem Süden

geflogen — unsere arme Reisegefährtin von gestern wird nicht so viel Freude, und, wie ich fürchte, auch nicht so viel Nutzen von einem Winter in Nizza haben, wie Du.“

„Die Arme! Sie ist übrigens eine Schlesierin wie ich. Ihre Schwester, mit der ich sprach als Du den Koffer besorgtest, hat es mir gesagt. Das ist ein reizendes Mädchen, die möchte ich wohl näher kennen lernen!“

„Ich denke dazu kann Rat werden, da sie nach Nizza gehen, wie wir. Nun komm aber; da Du Dich so frisch fühlst, wollen wir einen Spaziergang um die Molen machen.“

„Ja, ja, ganz dicht an das Meer heran, das wird herrlich sein!“

Im Hausflur kam ihnen eine junge Dame, offenbar sehr erregt, entgegen.

„O, gnädige Frau,“ rief sie, als sie Anna sah, „welches Glück, daß ich Sie treffe. Sie waren gestern so freundlich, und wir sind ja Landsmänninnen, helfen Sie mir.“

Die Thränen traten ihr dabei in die Augen und Anna ergriff ihre Hand und sagte herzlich:

„Gewiß werden wir Ihnen gern helfen, wenn wir können; da ist mein Mann,“ sie wies auf Remberg, der grüßend neben ihr stand und eine der gestrigen Reisegefährtinnen erkannte, „sagen Sie uns nur —“

„Meine Schwester ist todtkrank,“ unterbrach sie die Fremde, „sie hatte einen Blutsturz, Mama ist verzweifelt, unsere Jose hat völlig den Kopf verloren, wir müssen einen Arzt haben und ich weiß nicht an wen ich mich hier in der fremden Stadt wenden soll.“

„Ich werde sofort einen Arzt besorgen,“ rief Remberg, und, schon auf der Treppe stehend, wandte er sich noch einmal um:

„Für wen, bitte?“

„Für Frau von Hofgald, Nr. 12, eine Treppe.“

„Schön, ich bin bald wieder da, Anna.“

Er eilte davon.

„Haben Sie Salz für die Kranke besorgt, und liegt sie ganz ruhig?“ fragte Anna.

„Ach ich weiß nicht,“ lautete die Antwort. „Hedi hatte noch nie einen Blutsturz, wir waren Alle so ratlos.“

„Wollen Sie mich zu ihr führen? Ich weiß ein bißchen Bescheid.“

„O wie gut Sie sind, ja kommen Sie mit mir.“

Hand in Hand eilten die beiden den Korridor entlang und verschwanden hinter der Thür der Nr. 12.

Bald darauf kam der Doktor, er machte ein bedenkliches Gesicht und erklärte, daß Frau von Hofgald fürs Erste in Genua bleiben müsse.

„Nicht wahr, ein paar Tage bleiben wir auch noch hier?“ fragte am Abend Anna ihren Mann mit bittender Stimme. Remberg erklärte, daß er von Anfang an drei Tage für Genua gerechnet habe, und es ihm garnicht darauf ankomme noch länger zu bleiben. „Zeit um Dich in Nizza einzurichten, habe ich dann immer noch,“ sagte er, „und wenn Du Dich mit den Hofgalds anfreundest, so ist mir das nur recht, denn dann hast Du gleich einen Anschluß in Nizza, wenn ich in vierzehn Tagen heimreisen muß.“

Sechzehntes Kapitel.

Es war zehn Tage später.

In einen der Wartesäle des Bahnhofes von Nizza wurde soeben die Botschaft hineingerufen, daß der von Genua kommende Zug eine halbe Stunde Verspätung habe.

„Wenn nur nicht ein Unglück geschehen ist,“ sagte Anna, welche auf Rembergs Arm gelehnt, in der Nähe der Ausgangsthür stand. „Die armen Hofgalds, die Reise mag für sie schon ohnehin beschwerlich genug sein mit der Kranken.“

Remberg verließ den Saal, um Erkundigungen einzuziehen. Neben Anna stand eine hochgewachsene Dame mit grauem Scheitel, deren distinguirte Erscheinung und einfach elegante, schwarze Toilette nur durch einen auf ihrem Hut balancirenden Paradiesvogel etwas auffallend wurde. Die Dame hatte

Anna aufmerksam betrachtet, als diese von ‚Hofgalds‘ sprach. Die Musterung der lebhaft blickenden grauen Augen mußte zufriedenstellend ausgefallen sein.

„Wir scheinen dieselben Menschen zu erwarten,“ sagte die Inhaberin des Paradiesvogels und der grauen Augen, Anna ansprechend. „Sie nannten, glaube ich, den Namen Hofgald.“

„Ja wohl,“ erwiderte Anna, „hoffentlich ist ihnen kein Unfall passirt.“

„Das glaube ich nicht, eine Verspätung kommt ja vor. Es ist aber langweilig warten zu müssen.“

„Dort werden eben ein paar Sessel frei, vielleicht ist es Ihnen Recht, gnädige Frau —“

„Ja, setzen wir uns, da wartet man doch etwas bequemer. Ich bin die Gräfin Barken — Tante Leo. Sie haben meinen Namen jedenfalls in der Familie gehört.“

Anna nannte nun auch ihren Namen, die grauen Augen musterten sie noch einmal und sahen ein klein wenig enttäuscht aus.

„Woher kennen Sie meine Verwandten?“ fragte die Gräfin dann.

„Wir waren mehrere Tage in Genua zusammen.“

„Ah, dort wurde ja meine Nichte so krank.“

„Ja es war recht schlimm anfangs. Ich wäre am liebsten dort geblieben, bis Ihre Nichte reisefähig geworden wäre, aber mein Mann wollte mich doch hier einrichten, da er bald in unsere Heimat zurück muß.“

„So, so, ach dann sind Sie die ‚deutsche Familie‘, von der Alice mir so entzückt schrieb, ohne sie zu nennen, Sie haben schnelle Freundschaft mit meiner Nichte geschlossen, wie es scheint.“

„Ja, ich glaube wir waren uns von Anfang an sympathisch — ich hatte wenigstens Fräulein Alice gegenüber gleich die Empfindung als müßten wir uns näher kennen lernen. Und das pflegt ja gegenseitig zu sein. Wir waren auch die vier Tage, die wir in Genua verbrachten, von früh bis spät zusammen.“

Kemberg kam mit der Nachricht, daß dem Zuge nichts Besonderes passiert sei. Anna stellte ihn vor, und da er seine Frau gut untergebracht sah, ging er wieder hinaus, um eine Cigarre zu rauchen, was in den Wartesälen verboten ist.

„Sie sind auch aus Schlesien?“ begann die Gräfin wieder.

„Ja, Frau Gräfin.“

„Vom Lande oder aus der Stadt?“

„Wir leben jetzt in Kaisersgruben, aber ich kenne das Landleben von meiner ersten Jugend her.“

„Ihre erste Jugend? das kann noch nicht lange her sein! War Ihr Vater Gutsbesitzer?“

„Ja, früher.“

„So, in welcher Gegend denn?“

Anna nannte den Kreis.

„Ach dort sind ja auch die Blessens. Kennen Sie die etwa?“

„Nur sehr flüchtig.“

„Welches war denn Ihr Mädchenname — vielleicht kannte ich Ihren Vater.“

Anna nannte ihn.

„Bon Lazinsky? Nein, den habe ich nicht gekannt. Na, das ist auch gleichgültig. Also auch Schlesier, so so!“ Ihre Wissbegierde war fürs Erste befriedigt. Sie klappte mit ihrem großen Sonnenfächer ein paar Mal auf ihre feinbehandschuhte Hand, sah Anna von der Seite an und nickte mit dem Kopf, wie Jemand, der sein Einverständnis anzeigen will.

Der Zug wurde signalisirt.

„Sagen Sie Ihrem Manne, er möchte für die Damen und das Gepäck sorgen, ich werde mich so gleich der Kranken bemächtigen und sie aus dem

Gedränge und in den Wagen bringen. Meine gute Mathilde ist zu unpraktisch.“

Die letztere Bemerkung machte die Gräfin mehr für sich, da ja Anna nicht wissen konnte, daß sie mit der ‚guten Mathilde‘ Frau von Hofgald meinte.

In diesem Augenblick trat Remberg zu den Damen, die Thüren wurden geöffnet, der Zug brauste in die Eingangshalle und das Programm der Gräfin wurde ausgeführt. Nach einigen Minuten fand man sich auf der anderen Seite des Bahnhofgebäudes bei den wartenden Wagen wieder. Die Gräfin umarmte Frau von Hofgald, ließ sich von den beiden jungen Mädchen die Hand küssen und klopfte Alice's Wangen.

„Die hat sich ja allerliebft herausgemacht,“ sagte sie und wandte sich an Hedwig.

„Na Kind, für Dich habe ich hier nach Möglichkeit vorgesorgt, es wird schon Alles gut werden.“

Alice und Anna umarmten sich, man wechselte noch einige Worte und dann fuhren die Hofgalds in Begleitung der Gräfin davon.

„Heut Abend komme ich zu Ihnen,“ rief Alice Anna noch zu, „darf ich?“

„Gewiß, ich freue mich sehr!“

„Vielen Dank noch, Herr Direktor.“

Der Wagen rollte davon.

„Die kleine Frau ist nicht übel,“ sagte die Gräfin.

„Ich finde sie reizend!“ rief Alice.

„Alice ist immer so übereilt,“ klagte Frau von Hofgald.

„Na, bei Reisebekanntschaften kann man schon schlimmer ankommen, als Ihr bei diesen Leuten angekommen zu sein scheint,“ meinte die Gräfin.

„Der Direktor hat einen klugen, fast hübschen Kopf, könnte nur etwas mehr soignirt aussehen. Die Frau ist eigentlich auffallend hübsch, und sieht comme il faut aus, scheint ja auch von leidlicher Familie.“

„Es war mir gar nicht recht, daß Alice sich gleich so sehr mit ihr liirte,“ sagte Frau von Hofgald.

Alice zuckte die Achseln.

„Ich bin einmal so, entweder ich mag die Menschen gar nicht, oder ich mag sie sehr. Die Frau Kemberg mag ich sehr.“

„Sie ist ganz die Alte geblieben, die Alice,“ lachte die Gräfin, „wahrscheinlich hast Du das von mir. Ich mag auch die Leute sehr oder gar nicht leiden. Dich habe ich immer sehr gemocht, kleiner Wildfang.“

„O, Tante Leo, wenn Du wüßtest, wie gesetzt ich geworden bin!“

„So? Na vorläufig sehe ich blos, daß Du recht hübsch geworden bist, wie es auch Deine Pflicht und Schuldigkeit war, als Tochter einer Bledow. Das Bledow'sche Blut liefert immer schöne Menschen — es ist kein Grund stolz darauf zu sein, aber es ist eine Annehmlichkeit, deren Bewußtsein Einem nicht schadet. Ich weiß das aus Erfahrung, denn ich hieß nicht umsonst die schöne Leokadie Bledow in meiner Jugend. Na, das ist freilich vorbei, jetzt bin ich die Tante Leo, aber mir ist es lieber eine hübsche Nichte hier in die Gesellschaft einzuführen, als wenn das Gegenteil der Fall wäre. Wir richten es doch so ein, liebe Mathilde: Du pflegst Deine Hedi, und ich führe die Alice aus. Es ist hier ein charmanter Kreis. Und wie eine Kopfhängerin sieht das Kind mir nicht aus — trotz ihrer Gouvernanteneramenschrullen, über die ich übrigens in Parenthese gesagt, nicht wenig entsetzt war.“

Frau von Hofgald seufzte.

„Nicht wahr? Eine solche Thorheit und so überflüssig!“

Alice biß die Lippen zusammen und wurde sehr rot. Sie erwiderte jedoch nichts.

„Daß sie eine Stellung annähme, würden wir ja doch natürlich niemals zugegeben haben,“ fuhr Frau von Hofgald fort.

„Na ja, und deshalb war die ganze Plackerei unnütz. Wie bist Du denn eigentlich auf diese Idee gekommen, Kleine?“

„Das erzähle ich Dir ein ander Mal, Tante Leo! Hedi,“ wandte sie sich an Ihre Schwester, die bleich und zusammengesunken in der Ecke saß, „laß mich Deinen Schirm halten. Die Sonne scheint Dir ins Gesicht und der Schirm ist zu schwer für Dich.“

„Armes Ding, armes Ding,“ murmelte Tante Leo und legte ein Plaid über die Kniee Hedi's. „Aber warte nur, die hiesige Sonne wird schon das Ihre thun Dich gesund zu machen.“

Ein schwaches, ungläubiges Lächeln, das dem jungen Gesicht einen verbitterten Ausdruck gab, zuckte um die Lippen der Kranken.

„Für mich hat Erwin zu spät eine reiche Frau gefunden,“ murmelte sie halblaut. Tante Leo, die mit Frau von Hofgald sprach, hörte es nicht, aber

Alice drückte die Hand ihrer Schwester und blickte ihr lächelnd und kopfschüttelnd in die Augen.

„Nicht so traurig sein, Hedi, es wird noch Alles gut!“

Der Wagen hielt vor einer der hübschen Villen des Weltbades.

Eine Stunde später war die Familie installiert und Alice schickte sich an, die Tante nach deren Wohnung zu begleiten, um den Weg dorthin gleich kennen zu lernen.

„Na, wie steht es, Kleine,“ redete die Tante sie an, als sie allein waren, „hast Du die alte Tante noch lieb?“

„Ja,“ erwiderte Alice, die braunen Augen vertrauend zu der alten Dame aufschlagend. „Du warst immer sehr gut zu mir, Tante, und ich habe das nicht vergessen.“

„Warum hast Du denn nichts auf meinen Rat, die Examenschrulle an den Nagel zu hängen, gegeben? Es war mir ein greulicher Gedanke das Kind meiner Schwester auf dem Seminar zu wissen.“

„Ich bin Dir schon vorhin eine Antwort schuldig geblieben, Tante, weil ich Mama nicht kränken wollte, aber jetzt will ich Dir sagen, warum ich das Examen machte.“

„Nun, ich bin neugierig!“

„Ich bin ein armes Fräulein, Tante —“

„Unfinn!“

„Und ich werde in einem Jahre, wo Anni, die jetzt noch in Pension ist, nach Hause kommt, nichts zu thun haben und überflüssig sein.“

„Hat man so etwas je gehört! Junge Mädchen sollen eine Zierde des Elternhauses sein, bis zum Augenblick wo sie heiraten und dann dem eignen Hause vorzustehen haben.“

„Wenn sie aber nicht heiraten?“

„Nun — dann findet sich schon irgend etwas anderes — außerdem ist der Fall bei Dir nicht wahrscheinlich.“

„Weshalb nicht, Tante. Erstens bin ich arm —“

„Was ist denn das für eine Schrulle, seit wann sind denn die Hofgalds arm?“

„Papa ist nicht mehr reich, Tante. Die Güter bringen nicht viel, das Eisenwerk, aus dem er früher Einnahmen hatte, steht völlig. Und dann — Papa war Gardebrigadier und da ist es ja natürlich, daß er wünschte seine Söhne möchten bei demselben Regiment eintreten. Aber die Ansprüche sind so sehr gestiegen, Papa muß viermal so viel Zulage geben,

als er selbst gehabt hat. Und dann hatte Erwin das Unglück eine bedeutende Summe im Spiele zu verlieren.“

„Er hat gespielt?“

„O, er ist sonst nicht leichtsinnig, wirklich nicht, aber einmal konnte er sich den Aufforderungen der Kameraden nicht entziehen. Und da geschah das Unglück. Damals sagte Papa mir: ‚Ihr armen Mädels! Wenn die Jungen einmal auf den beiden Gütern bestehen sollen, so wird für Euch nichts übrig bleiben. Und daß wir die Familiengüter verkaufen, werdet Ihr doch nicht wollen?‘ Damals war gerade das alte Fräulein von Dornheim bei uns, um Mama, die kränklich war, Gesellschaft zu leisten. Sie erzählte uns viel davon, welchen Demütigungen sie ausgesetzt sei, wenn sie im Hause ihres Bruders, des Majorats-herrn weilte. Sie mochte ihre Schwägerin nicht, diese tadelte beständig ihre unelegante Toilette, ihr ungeschicktes Benehmen und was weiß ich noch! Aber das arme Fräulein war darauf angewiesen einen Teil des Jahres bei ihrem Bruder zu leben, und sie klagte darüber, wie schwer es ihr würde in dem Hause, in dem sie ihre Kindheit, als gleichberechtigt mit den andern Geschwistern, zugebracht hatte, nun einen nur

geduldeten Platz einzunehmen. Da dachte ich nun: es wird Dir einmal eben so gehen, und ich bedauerte so sehr nicht ein Junge zu sein, der doch später einmal für sich selbst sorgen, und eine Stellung erringen kann, die ihn selbstständig macht. Ich malte mir aus, daß ich, als jüngerer Sohn, für den kein Gut mehr übrig wäre, studiren und ein berühmter Doktor oder ein großer Rechtsgelehrter werden könnte. Nun aber bin ich ein Mädchen — da heißt es die Hände in den Schooß legen und abwarten, bis das Alter und die Entbehrungen und das ‚Geduldetsein‘ herankommen. Das war mir unerträglich. Und weil es garnichts Anderes gab, was ich hätte anfangen können, so entschloß ich mich wenigstens das Erzieheneramen zu machen. Das Lernen ist mir ja immer leicht geworden, weißt Du, und zu Hause war ich eigentlich ganz überflüssig, denn damals war Hedi noch nicht so krank, und sonst gab es auch nichts besonderes zu helfen. Und es war ein Glück für mich, daß ich etwas Ernsthaftes vor hatte, denn denke nur, als ich zu den Weihnachtsfeiertagen nach Hause kam, bekam ich einen Antrag von einem Manne, den ich kaum kannte. Ich wußte nur so viel, daß der erste Eindruck, den er mir gemacht hatte, ein unange-

nehmer gewesen war, und daß er im Uebrigen sehr reich war, oder wenigstens werden würde, da sein Vater ein Millionär ist.“

„Davon weiß ich ja garnichts! Wer war es denn?“

„Du warst damals mit dem Onkel in Madrid, und wenn Du mir auch immer sehr liebe Briefe geschrieben hast — dergleichen erzählt man doch nicht schriftlich. Und wer es war — nun, Tantchen, von berühmter Familie war er nicht, und Du kennst ihn nicht — kurz und gut, ich gab ihm einen Korb, Gott sei Dank! Aber wer weiß, ob ich auch den Mut dazu gehabt hätte, wenn ich zu Hause geblieben und mich gelangweilt hätte! Etwas Lernen ist gut, Tante, es klärt den Kopf. Und so dachte ich: besser einmal auf einem bescheidenen, sauberen Stückchen selbsterworbenen Bodens zu stehen, als auf einem Smyrna-teppich, unter dem allerhand Schmutz verborgen ist. Dann freilich, als Erwin die reiche Frau heiratete, gestalteten sich ja auch für uns Mädchen die Aussichten günstiger — aber darauf konnte man doch nicht rechnen. Und, Tante, es ist ja gut, daß Erwin auf diese Weise dem Papa aus der Tasche wächst, und Papa sagt auch, daß, wenn das Vermögen meiner Schwägerin auf das Gut eingetragen wird, dadurch Gelder frei

würden, welche uns Töchtern die Zukunft sicherten — aber — siehst Du, so eine rechte Herzensfreude konnte ich doch über die Verlobung nicht haben, und so recht wie eine Schwester kommt mir Erwins Frau auch nicht vor.“

„Das glaube ich, die Tochter eines reich gewordenen Müllers,“ schaltete Tante Leo halblaut ein.

„Nun und siehst Du, Tante, jetzt ist es mir erst recht lieb, daß ich das Examen gemacht habe, denn da bin ich doch für alle Fälle davor sicher einmal von meiner Schwägerin abzuhängen. Und nächsten Sommer will ich die kleinen Töchter der Cousine Dornberg unterrichten, unentgeltlich natürlich, und bloß für ein halbes Jahr, nur damit ich die Berechtigung behalte später einmal eine Stellung einzunehmen, denn diese Berechtigung erlischt, wenn man zwei Jahre nach dem Examen nicht unterrichtet.“

Alice hatte sich ganz warm gesprochen. Es war ihr Bedürfniß gewesen einmal Alles, was sie auf der Seele hatte, los zu werden, und da sie bei Mutter und Schwester kein Verständniß fand, hatte sie in Gedanken schon längst die Tante Leo, die ihre Patin war, zur Vertrauten gemacht. Diese Tante, deren Mann Diplomat und als solcher in aller Herren

Ländern herumgekommen war, hatte Alicens Phantasie immer besonders beschäftigt. Als Barkens noch in Berlin waren, hatte Mice einmal ein paar Wochen bei der Tante zugebracht. Sie war damals zwölf Jahr alt gewesen und Tante und Nichte hatten sich sehr lieb gewonnen. Die Gräfin folgte dann ihrem Manne ins Ausland und hatte darüber ihre Verwandten, wenn auch nicht aus dem Herzen, so doch ein wenig aus den Augen verloren. Ihrer Schwester hatte sie nie besonders nah gestanden. An ihr Pächten schrieb sie freilich ziemlich regelmäßig und diese Briefe mit den fremdländischen Poststempeln waren immer ein Gegenstand besonderen Interesses für Mice gewesen. Aber so recht intim waren die Mittheilungen welche die Gräfin von den Ihrigen empfing, doch nicht. Als sie vor zwei Jahren Wittwe geworden, war sie, zum ersten Mal in ihrem Leben, ernstlich erkrankt, nicht aus übergroßem Schmerz um den Entschlafenen, mit dem sie mehr Achtung und später Gewohnheit, als Liebe verbunden hatte, als weil sie sich kurz vor der Katastrophe bei einem Wohlthätigkeitsbazar überanstrengt hatte. Die Aerzte hielten damals eine Uebersiedlung in die nordische Heimat für bedenklich und die Gräfin blieb fürs Erste in Spanien

und Frankreich, und benutzte jetzt Nizza als Zwischenstation, um von dort aus im Frühjahr endlich nach der Heimat zurückzukehren.

Während Alicens Bericht hatten Tante und Nichte die Villa der ersteren erreicht, und als Alice hochaufatmend schloß, standen sie Beide unter der Veranda, auf welche der kleine Salon der Tante mündete. Die Gräfin legte jetzt die Arme um die Schultern des jungen Mädchens, drückte es an sich und küßte es auf Stirn und Mund.

„Du bist ein lieber Kerl geworden Lissi,“ sagte sie dann, „ganz anders freilich als ich in meiner Jugend war, obgleich Du mir ähnlich siehst — aber doch ein lieber Kerl. Und wenn ich heute jung wäre, würde ich wahrscheinlich auch anders sein, als ich war, in der jungen Welt von heute steckt ein besonderer Zug, Ihr räumt mit allerhand altem Kram, mit dem uns noch das Leben schwer gemacht wurde, auf. Ich, zu meiner Zeit, wußte so wenig davon, daß man Gelder auf ein Gut eintragen, wie daß man ein Gouvernanteneramen machen könnte. Ich habe mir erst im Laufe der Zeit die Erkenntniß erworben, daß man als Frau auch das Recht hat selbstständig zu denken und dementsprechend zu handeln. Du fängst mit der

Erkenntniß gleich an. Vielleicht ist's besser so. Wenn Ihr nur jung und frisch und fröhlich dabei bleibt!"

„Das hoffe ich doch, Tante Leo!"

„Nun, Du siehst mir allerdings danach aus, und das ist auch eine gute Leistung der Bledow'schen Natur, denn Examen machen, Einblick in väterliche Sorgen haben — die ich übrigens in diesem Umfange garnicht gekannt habe, und eine kranke Schwester pflegen — das ist Alles nicht sehr erfrischend.“

„O, Tante Leo, so leicht verliere ich die gute Laune nicht!"

„Das gefällt mir eben. Und nun komm herein und sieh Dich bei der Tante um.“

Als Mice zu Mutter und Schwester zurückgekehrt war, ging die Gräfin noch eine Weile nachdenklich in ihrem Salon auf und ab.

„Mit dem Erzieherinwerden das ist ja natürlich Unflinn,“ murmelte sie, „denn wenn die Verhältnisse meines Bruders wirklich nicht besser wären, als Mice sie schildert, so bin ich doch noch da und werde mein Patzchen nicht im Stich lassen. Aber die Empfindungen, die das Kind dazu trieben, kann ich verstehen. Wir werden schon gute Freunde werden, die Kleine und ich!"

Einige Besuche ließen sich melden, die Gräfin liebte es Menschen zu sehen. Ihr Name, ihr klarer Verstand und ihr etwas originelles, gerades Wesen machten sie überall zu einer bemerkten, manchmal etwas gefürchteten, bei ihren näheren Bekannten aber sehr beliebten Erscheinung. Auch in Nizza stand sie im Mittelpunkt eines der besten deutschen Gesellschaft angehörnden Kreises, in dem ihr Wort unbedingte Geltung hatte. Auf ihre Anregung hin hatte man sich in diesem Kreise entschlossen, eine Wohlthätigkeitsvorstellung zum Besten der Wittwe eines in Nizza verstorbenen deutschen Lehrers zu geben und die angemeldeten Besuche kamen, um das Programm der Vorstellung mit der Gräfin zu entwerfen.

Siebzehntes Kapitel.

Der Direktor Nemberg war abgereist und hatte vorher die Gräfin Barken gebeten, sich seiner Frau anzunehmen, da er als praktischer Mann überzeugt war, daß jene Anna mehr nützen würde, als Frau von Hofgald. Die Gräfin, welche es liebte junge Frauen und Mädchen zu Chaperoniren, führte Anna und Alice gleichzeitig in ihren Kreis ein, und da Hedwigs Befinden scheinbar ein besseres war, so bestimmte sie auch, daß ihre beiden Schützlinge bei der Wohlthätigkeitsvorstellung in einem Bilde stehend, mitwirken sollten.

„Man kann sich garnicht zwei hübschere Leonoren denken, als die Beiden,“ sagte die Gräfin, und nachdem sie auch den passenden Tasso dazu gefunden hatte, wurde das Bild in das Programm aufgenommen. Der ‚passende‘ Tasso war ein Prinz Seltheim. Er

war nicht ohne Geist, sehr reich, sehr kränklich, etwas blasirt und von allen Damen verzogen. Man erzählte sich, daß sein Leben früher ein abenteuerreiches gewesen sei, und fand daher sein mattes Lächeln und sein blaßes, feingeschnittenes Gesicht interessant.

„Alle Mütter heiratsfähiger Töchter hassen mich, weil ich den Prinzen mit meinen beiden Schülzlingen zusammenstehen lasse,“ sagte die Gräfin Barken zu einem alten Legationsrat a. D., mit dem sie manchmal hinter ihrem großen Fächer über die kleinen Schwächen der lieben Nächsten lachte, „aber es macht mir zu viel Freude diesen verwelkten Rittersporn zwischen die zwei blühendsten Rosen unserer Gesellschaft zu stecken, die zugleich die beiden einzigen Weiber hier sind, denen er nicht imponirt und die ihm nicht den Hof machen werden — die Gegenwärtige ausgenommen, natürlich.“

„Für Ihre Nichte stehe ich auch ein, Gräfin,“ erwiderte der alte Herr, „aber diese Frau Kemberg? Sie ist ja ein charmantes Frauchen, aber solchen Leuten imponirt eine geschlossene Krone doch immer ein wenig.“

„Bah, lieber Freund, Sie urteilen wie ein Blinder von der Farbe. Lernen Sie einmal dieses

blonde Frauchen kennen. Man sieht es ihrem Kinder-
gesichtchen nicht an, wie die selbstständig denkt und
urteilt — aber ich habe meine Freude an ihr, und
das will viel sagen.“

Der Abend der Vorstellung kam heran und ver-
lief sehr brillant. Das Bild der beiden Leonoren
wurde von den Herren einstimmig als die Krone des
Abends bezeichnet. Die Damen krittelten viel daran
herum, konnten es aber doch nicht verhindern, daß
die beiden Darstellerinnen der Leonoren auch bei dem
nachfolgenden Souper und Tanz als die Königinnen
des Festes gefeiert wurden, und daß der Prinz, der
an diesem Abend etwas animirter als sonst ausfah,
nicht von ihrer Seite wich.

„Nun,“ sagte die Gräfin Barken zu ihrem alten
Freunde, „was sagen Sie zu meiner kleinen Kemberg?
Haben Sie bemerkt, daß der Prinz ihr imponirt hätte,
trotz der für seine Verhältnisse auffallenden Guldt-
gungen, die er ihr zu Teil werden ließ?“

„Ihr Benehmen war sans peur et sans reproche,
und sie rechtfertigt Ihren Mut, Gräfin, eine Frau
in unsere Gesellschaft einzuführen, die — die —“

„Die eigentlich nicht hinein gehört, wollen Sie
sagen, Sie guter alter Philister, denn das sind und

bleiben Sie doch einmal. Das Risiko war nicht groß, hier auf diesem internationalen Terrain. Daheim bei uns, wäre ich freilich wahrscheinlich vorsichtiger gewesen und hätte dafür Sie und mich um die Freude gebracht einen liebenswürdigen Menschen mehr zu kennen.“

„Ich beuge mich, wie immer, Ihrer besseren Einsicht!“

„Mehr verlange ich nicht. Zur Belohnung sollen Sie sogar noch eine gute Nachricht par dessus le marché erhalten, die ich auch erst heute Abend erfahren habe. Mein Neffe Max Blessen kommt in den nächsten Tagen.“

„Wirklich? Ich freue mich aufrichtig, ihn wiederzusehen. Was führt ihn aber her?“

„Er hat sich auf der Bärenjagd in Ungarn eine Erkältung zugezogen, die er hier völlig loswerden soll. Sobald er da ist, werde ich Sie es wissen lassen.“

„Ich bitte darum!“

Achtzehntes Kapitel.

Nizza

„Lieber Doktor!

Sie schreiben mir, daß Sie zwar durch meinen Mann wüßten, daß es mir gut gehe, daß Sie aber doch sehr gern einmal direkt von mir hören möchten, und wenn es nicht unbescheiden sei u. s. w.

Nein, lieber Doktor, es ist gar nicht unbescheiden, sondern berechtigt und in der Ordnung, daß man an seine Freunde denkt, während man abwesend ist und ihnen das beweist, indem man ihnen schreibt.

Und nun soll ich Ihnen also von meinem Leben hier erzählen?

Es ist sehr bunt und geräuschvoll, ich bin eigentlich in eine für mich bisher unbekannte Welt eingetreten, ich empfinde etwas Aehnliches von Neu-

gierde, Staunen und Freude, wie damals, als ich mit meinem Mann nach Berlin kam. Aber diese Empfindungen sind nicht mehr so intensiv wie damals, und besonders, sie nehmen mich nicht vollständig in Anspruch. Ich weiß nicht, wie ich Ihnen das beschreiben soll — es ist, als gäbe es in meinem Herzen und in meiner Seele eine stille Ecke, in welche der Gesellschaftslärm nicht eindringt und in die ich mich manchmal zurückziehe, um dieses ganze bunte und mir so neue Treiben zu kritisiren. Sie behaupten zwar, daß ich mehr Ursprünglichkeit in meiner Empfindungsweise hätte, als Frauen in der Mitte der zwanziger Jahre sonst zu haben pflegten, aber ich glaube jetzt manchmal, daß Sie nicht Recht haben. Ich habe mich wohl wie ein Kind gefreut, die fremden Städte und herrlichen Gegenden, durch die uns unsere Reise führte, zu sehen, und ich habe es nicht begriffen, wie man dergleichen kritisiren, oder wie man gleichgültig vorüberfahren kann.

Aber eine schöne Natur ist eben etwas Anderes, als die sogenannte schöne Welt, und diese letztere fordert mich fast beständig zur Kritik heraus. Nicht durchweg allerdings, denn ich habe ein paar sehr liebe Menschen in der hiesigen Gesellschaft gefunden,

an die ich mich von ganzem Herzen angeschlossen habe und die mir mit so viel Güte und Wohlwollen entgegengekommen sind, daß ich mein schnelles Heimischwerden im hiesigen Kreise ihnen allein verdanke: aber im Ganzen kommt es mir doch immer vor, als ob ich eine Gastrolle in dieser Gesellschaft gäbe, und wenn ich mich so recht habe fortreißen lassen, was mir übrigens, ehrlich gesagt, täglich passiert, wenn ich mit den Anderen recht viel gelacht und recht viel Thorheiten geschwaßt habe, und ich bin dann am späten Abend allein in meinem Zimmer, da überfällt mich eine solche Sehnsucht nach der Heimat, daß mir die Thränen in die Augen kommen. So recht an meinem Plage bin ich doch nur dort, zwischen unseren Leuten und an der Seite meines Mannes.

Da ist hier ein junger Prinz S. Er wird viel bewundert und die Damen sagen einstimmig, er sei sehr bedeutend. Zuerst glaubte ich auch so fest daran, daß ich gar nicht wagte zu zweifeln. Dann hatte und habe ich mehrfach Gelegenheit, mich eingehend mit ihm zu unterhalten. Dieser ‚bedeutende‘ junge Mann hat in seinem ganzen Leben nichts gethan, als moderne Bücher gelesen,

um darüber sprechen zu können, Eroberungen gemacht, um Andere zu ärgern, sich so lange amüfirt, bis Alles ihn langweilte. Das nennen sie nun ‚bedeutend‘. Wissen Sie, lieber Doktor, wenn ich mir meinen Mann vorstelle, wie er in seinem Hüttenwerk steht, umgeben von den riesigen Maschinen und sprühenden Flammen, die alle seinem Willen gehorchen und von hunderten von Menschen, deren Wohl und Wehe zum größten Teil in seiner Hand liegt, wenn ich mir sage: diesen Platz hat er errungen, allein durch eigene Kraft, und wenn ich dagegen an den Prinzen denke, der mit allen Glücksgütern ausgestattet in das Leben trat, und nichts Anderes damit anzufangen gewußt hat, als seine Gesundheit zu ruiniren, da weiß ich wohl, wer in meinen Augen der bedeutendere von beiden ist. Sie sehen, ich fange an nachzudenken, und wenn man das thut, so ist man nicht mehr ‚ursprünglich‘. Lieber Doktor, ich fürchte, wenn Sie diesen Herzenserguß lesen, werden Sie sich vorstellen, daß ich hier mit einem trübseligen Gesicht herumgehe und mir und Anderen das Leben schwer mache. Das ist aber nicht so. Während ich mit Ihnen plaudere, hat sich nur die stille Gåe in meiner Seele auf-

gethan, und ich sehe zu meinem Schrecken, daß wohl auch etwas Bosheit darin sitzen muß, weil ich den armen Prinzen, der mir doch schon so schöne Bouquets geschenkt hat, schlecht gemacht habe. Wenn ich etwas zu grau in grau gemalt haben sollte, so schieben Sie es nur darauf, daß ich wieder einmal Sehnsucht nach der Heimat habe, was mich aber nicht verhindern wird, heute Abend sehr heiter zu sein bei einem Konzert, das die Gräfin Barken veranstaltet. Sehen Sie, die einzelnen Menschen imponiren mir nicht sehr, mit Ausnahme der Gräfin Barken, die ich wahrhaft verehere, und einiger Anderer, von denen ich Ihnen mündlich erzählen werde; aber was mir imponirt, das ist die Art des geselligen Zusammenseins. Von so viel Ungezwungenheit bei so viel Formen, hat man bei uns doch keine Vorstellung. Das habe ich erst hier kennen gelernt, und ich kam mir zuerst wie eine hölzerne Puppe unter all' diesen grazios bewegten Gestalten vor. Die Gräfin Barken jagte mir: ,warum wollen Sie denn in Gesellschaft so viel von Ihrem eigenen Selbst verstecken? Kommen Sie nur heraus damit, da werden Sie sich wohler fühlen und die Anderen werden Freude daran

haben.' Das ist so eine von den guten Lehren der Gräfin, und ich habe sie bisher noch alle probat gefunden. Und nun, wo ich eigentlich schließen wollte, fällt mir ein, daß ich Ihnen noch nichts von Alice von Hofgald gesagt habe. Die läßt sich aber auch nicht schriftlich beschreiben, man muß sie sehen und sprechen hören, dann bin ich sicher, daß Jeder und Jede sie so lieb gewinnen muß, wie ich. Mein Mann kennt sie übrigens. Und nun leben Sie wohl für heute. Schreiben Sie mir recht bald einen ausführlichen Brief, auch über unsere Anstalten. Wie macht sich Frau Müller, nun sie ganz selbstständig schalten und walten muß? Und wie geht es den Boitalled'schen Kindern? Ich habe noch hundert Fragen auf dem Herzen. Schreiben Sie mir nur recht ausführlich über Alles und Alle. Mit herzlichem Gruf

Ihre

Anna Remberg.

Bitte, erzählen Sie meinem Manne nichts von meinem Vergleich zwischen ihm und dem Prinzen. Er würde mich auslachen, und von ihm mag ich nicht ausgelacht werden."

Neunzehntes Kapitel.

Das allmüttägliche Konzert im jardin public nahte sich seinem Ende. Schon verließen einzelne Gruppen den Garten und zerstreuten sich unter den Palmen des Quai des Anglais, um nach der rauschenden Instrumentalmusik dem Rauschen des Meeres zu lauschen, dessen Brandung in unaufhörlichem Spiele die zahllosen Steine des Strandes mit sich reißt, um sie dann mit den wiederkehrenden Wellen lärmend an den Quai zurückzuwerfen.

Vor dem eleganten Gebäude des Cercle de la Méditerranée standen einige Herren und musterten die Vorübergehenden. Unter ihnen war Graf Max Blesfen. Er ließ sich von dem alten Freunde der Gräfin Barken, dem Legationsrat von Hoven, die bemerkenswerten Persönlichkeiten der diesjährigen Saison nennen und nebenher die kleinen on dits, welche dieselben betrafen, erzählen.

Amerikaner, Franzosen und Engländer passirten die Revue und lieferten das Hauptkontingent zu den kleinen und großen Skandalgeschichten, welche der alte Legationsrat dem neuen Ankömmling zuflüsterete.

„Unsere deutsche Gesellschaft hat in diesem Winter mehr den Zug nach dem quai du midi und liebt es, das Meer von der großen Freitreppe an der Mündung des Baglione aus zu betrachten,“ sagte der Legationsrat schließlich, „wenn es Ihnen recht ist, gehen wir einmal hinüber, denn ich denke, Sie werden doch hier nicht als Einsiedler leben wollen?“

„Und selbst, wenn ich das wollte, würde Tante Leo Barken es nicht dulden.“

„Da haben Sie Recht, und sie besitzt Energie genug, um das, was sie nicht dulden will, unmöglich zu machen. Sie haben sie schon gesehen?“

„Ja, Tante Leo und Sie sind die einzigen Menschen, die ich bisher besuchte. Ich liebe es, eine Gesellschaft, mit der ich in Berührung kommen soll, erst einmal von Weitem zu betrachten, wenns möglich ist.“

„Charmant. Sehen wir uns die Treppe zunächst im Vorübergehen an und schlendern wir dann noch ein Stück den Quai entlang, da werden wir den größten Teil der Gesellschaft gesehen haben, ohne

festgemacht worden zu sein, wenn unsere liebe Gräfin nicht darunter ist. In dem Fall ist es freilich um unsere Freiheit geschehen.“

„Merkwürdig, daß Tante Leo es immer noch versteht, die Leute zu tyrannisiren und trotzdem von ihnen geliebt zu werden.“

„Lieber Himmel, die meisten Menschen wissen ja nicht, was sie wollen und es geschieht ihnen ein Gefallen, wenn man es ihnen sagt. Die Gräfin ist klug und dabei wohlwollend. Kein Wunder, daß sie da meist das Richtige trifft. Hat sie Ihnen übrigens von ihren diesjährigen Protegés erzählt? Sie wissen, daß meine verehrte Freundin immer irgend Jemand protegirt.“

„Nein, ich mußte ihr so viel erzählen, daß sie selbst nicht dazu kam.“

„Nun, dann steht Ihnen noch eine angenehme Bekanntschaft bevor. Halt, daß ich nichts versäume, da sehen Sie vor uns den Kommerzienrat Fellen, Millionär, aber, so viel man weiß, Ehrenmann, hat zwei hübsche Töchter zu vergeben, für die er mindestens eine neunzackige Krone sucht und denen ihre junge Stiefmutter Konkurrenz auf ihren Eroberungszügen macht.“

„Passons! Ich habe ein Vorurteil gegen diese, wie die Pilze aus der Erde aufgeschossenen Millionäre. Was haben Sie übrigens zu der Verbindung meines Veters Hofgalt mit der Familie Meyer gesagt?“

Der Legationsrat zuckte die Achseln. „Ich bedauerte es zuerst, mußte aber, als ich die näheren Details erfuhr, doch zugeben, daß die Sache auch ihre guten praktischen Seiten hat.“

„Ich für mein Teil kann diese moderne Vergoldung alter Wappenschilder nicht gut heißen. Die Geschichte bändelte sich schon vor zwei Jahren in Berlin an und ich habe mein Möglichstes gethan, um sie Erwin auszureden.“

„Nun, immerhin kommt das große Vermögen der jungen Frau doch auf diese Weise in gute Hände — da haben wir übrigens die Treppe.“

„Und da ist ja der Prinz Seltheim,“ rief Max „ah, deshalb hatte er es also so eilig, aus dem Klub fortzukommen. Er scheint ja allerdings in sehr angenehmer Gesellschaft. Wer sind die beiden Damen, um die er dort herumbalzt?“

„Man merkt, daß Sie direkt aus Ihren Jagdgründen kommen, lieber Graf, ja, sehen Sie sich die

Damen nur erst einmal an, nachher will ich Ihnen sagen, wer sie sind.“

„Ich kenne unangenehmere Dinge, als hübsche Weiber anzusehen; wenn ich in meinen Jagdgründen übrigens nicht allen Scharfblick verloren habe, so sind die beiden da Edelmild, keinesfalls niedere Jagd. Die Blonde dreht uns allerdings den Rücken, aber so etwas prägt sich schon in der Haltung aus.“

„Alle Achtung vor Ihrem Scharfblick.“

„Und sehen Sie nur, wie vertieft der Seltheim ist, geradezu kompromittirend, keinen Blick verwendet er von der Blondin! Zu amüſant, so etwas aus der Entfernung zu beobachten. Wenn sie nur 'mal den Kopf herumdrehen wollte.“

„So, nun sollen Sie auch wissen, wer das ist.“

Ein leichter Schlag auf seine Schulter veranlaßte Max Blessen, sich schnell umzuwenden.

„Tante Leo!“

„Guten Tag, Max, guten Tag, lieber Rat, was treiben Sie denn hier?“

„Ich war eben im Begriff —“

Ein schneller Blick der Gräfin flog hinab zu der Gruppe auf der Treppe.

„Ach, Sie wollten meinen Neffen dort vorstellen,

da komme ich ja gerade im rechten Augenblick. Das ist die Alice Hofgald, erkennst Du sie denn nicht, Max?"

„Die kleine Alice, Du hast mir ja gar nicht gesagt, daß die hier ist, Tante, wie groß und hübsch ist die geworden. Und wer ist die andere Dame?"

Jene wandte jetzt den Kopf. Einen Augenblick stutzte Max Blessen. Im nächsten Moment hatte Tante Leo ihn an der Hand gefaßt und den beiden Damen zugeführt.

„Da, Alice, bringe ich Dir Deinen Vetter, Max Blessen — mein Nefte, Graf Blessen; liebe Frau Remberg, Sie sehen ja aus wie eine Rosenknospe, kleine Frau, wirklich, Nizza bekommt Ihnen vorzüglich, wie? Sie meinen, die Zeit der ‚Knospe‘ sei für Sie vorüber? Unsinn, meine Liebe, une femme a l'âge dont elle a l'air, wissen Sie, und Sie,“ wandte sie sich an den Prinzen, „Sie sind wie immer der treue Cavalier meiner Pflögetöchter, Sie lassen sich doch die Bezeichnung gefallen, meine Liebe?"

„Ich bin stolz darauf.“

„Nein, ich bin es auf meinen Geschmack. Was haben Sie übrigens für Pläne für morgen Nachmittag geschmiedet, Prinz, bleibt es bei der Fahrt nach Monte

Carlo und dem nachfolgenden Souper im amerikanischen Aultern-Salon?"

Während die Gräfin so den Prinzen und Anna in ihre Plauderei zog, wollte sie Max Zeit lassen die alte Kinderbekanntschaft mit seiner Cousine zu erneuern.

Dieser war aber so erstaunt Anna Kemberg plötzlich hier in intimum Verkehr mit seinen Verwandten zu finden, ihre elegante Erscheinung und ihr sicheres Benehmen erschienen ihm in so seltsamem Kontrast mit ihrer Vergangenheit, daß er nur einige zerstreute Redensarten mit Alice wechselte, und dabei Alles hörte, was Anna mit Tante Leo und dem Prinzen sprach.

„Sie kennen ja übrigens meinen Neffen Max, wie Sie mir früher sagten,“ wandte Tante Leo sich jetzt an Anna, und diese erwiderte mit ruhiger Stimme:

„Doch nur flüchtig, und es ist auch schon lange her.“

Max wußte seiner Cousine durchaus nichts mehr zu sagen.

„Ich weiß nicht, ob ich noch hoffen darf, von Ihnen gekannt zu sein, gnädige Frau,“ wandte er sich an Anna, und diese sagte mit unbefangenen Lächeln:

„Ich sprach soeben mit Ihrer Tante davon, daß wir einander früher flüchtig begegneten. Sie sind



ebenfalls als Wintergast hierhergekommen, Graf Blessen?"

„Ja wohl, gnädige Frau,“ sagte er und dachte dabei: „es ist unglaublich! Wo hat sie diese Sicherheit her?“ Er vergaß, daß zwischen dem einst und jetzt zehn Jahre lagen, denn bei der Begegnung im Coupé der Berliner Stadtbahn hatte er sie ja geflissentlich nicht beachtet. Nun sah er sie immer noch vor sich mit den ungeschickten Schuhen und dem hochaufgeschürzten Kleide, den großen Korb mit Lebensmitteln und Arznei tragend, wie er sie damals nach der Rückkehr von seiner Reise in Kaisersgruben getroffen hatte, und er konnte sich die Erscheinung von damals und die von heute nicht zusammenreimen.

„Ja,“ meinte der Prinz, den Platz an Anna's Seite hartnäckig beanspruchend, „der Eine holt sich den Reisepaß nach Rizza auf der Bärenjagd, der Andere bei der aufopfernden Pflege von Typhuskranken.“

„Waren Sie als barmherziger Bruder thätig, mein Prinz?“ fragte Max Blessen, ein wenig boshaft lächelnd.

„Ich, o nein, Sie überschätzen mich, Graf! Aber die gnädige Frau hat während einer schweren Typhusepidemie als guter Engel unter ihren Leuten —“

„Bitte, machen Sie es nicht zu rührend,“ rief Anna dazwischen, „Sie wissen, wir sind ja Kurgäste, und da muß man die großen Emotionen vermeiden. Zu viel Rührung könnte dem Grafen schaden und mir auch.“

„Ich denke, wir haben jetzt genug von der baie des Anges gesehen,“ schlug die Gräfin vor, „machen wir noch einen Gang über den Schloßberg, auf dem Rückweg sage ich dann Deiner Mutter und Schwester guten Abend, Lissi.“

Sie nahm den Arm ihrer Nichte, rief Max an ihre Seite und fragte nach hundert Dingen, welche ihre Heimat betrafen. Anna und der Prinz schritten voran.

„Lassen wir ihm einmal das Glück Frau Anna allein unterhalten zu dürfen,“ sagte Tante Leo, ein wenig zurückbleibend.

„Anna wird weniger entzückt darüber sein, als er,“ meinte Alice, „sie mag ihn nicht sehr leiden, Tante.“

„Eben deshalb, ist es ihm sehr heilsam mit ihr zusammen zu sein. Dieser vermöhlnte Damenliebbling, ich habe meine Freude daran, daß er da einmal nicht ankommt.“

„Und ich bekomme bei dieser Gelegenheit gleich einen Einblick in die petites histoires Eures Kreises, wie mir scheint,“ bemerkte Max lächelnd.

„O, die sind sehr harmlos,“ meinte die Tante.

„Wie kommst Du eigentlich zu der Frau Kemberg, Tante?“

„Weshalb sollte ich nicht zu ihr kommen? Sie ist eine charmante Person. Ist gegen ihren Mann irgend etwas zu sagen?“

„Durchaus nicht. Er ist sehr reich und eine in seinem Kreise sehr angesehene Person.“

„Nun, also! Thue mir den Gefallen, Max und bringe nicht Deine norddeutsche Exklusivität mit hier her, mit Dissi würdest Du es dann gleich von vorn herein verderben, denn die hält große Stücke auf ihre Freundin Anna, und mit Recht!“

„Ich denke ja gar nicht daran, Tantchen, mein anfängliches Erstaunen soll gewiß die erste und einzige Aeußerung meiner ‚norddeutschen Exklusivität‘ bleiben.“

Bei der Schloßruine angelangt, schien Anna entschlossen die Begleitung des Prinzen aufzugeben und wartete auf das Herankommen der Anderen. Wie sie dort oben stand unter dem Schatten der Bäume, durch

welche die untergehende Sonne glührote Lichter warf, und wie sie den Nachkommenden entgegenblickte, durchsuchte May die Erinnerung an jene Zeit, wo sie ihn im Walde erwartet hatte und ihm dann jubelnd entgegengeflogen war. Es war dasselbe krause Blondhaar, welches ihn damals entzückte, das sich jetzt unter dem eleganten Hütchen hervorstahl, und das waren auch dieselben strahlenden blauen Augen — nur lag jetzt ein Etwas darin, das er nicht recht zu definiren wußte, ein Ausdruck, der diesen Augen damals noch fremd war. Das war auch derselbe rote Mund, den er einst geküßt hatte — und jetzt lächelte er so kühl, fast überlegen auf ihn herab. Vergessen hatte sie jene Zeit gewiß nicht — aber was dachte sie heute darüber, wie mochte sie ihn beurteilen? Sein Gewissen begann unruhig zu werden. Damals freilich war ihm seine Handlungsweise korrekt und selbstverständlich erschienen, und seither hatte er überhaupt nicht mehr über diese ganze Episode seines Lebens nachgedacht; heute erschien ihm dieselbe plötzlich nicht mehr so unwichtig. Er war doch wohl erst leichtsinnig und dann hart gewesen. So sehr er sich dagegen auflehnte, er konnte einer unbehaglichen Befangenheit, die sich seiner bemächtigte, sobald er mit Anna sprach, nicht Herr werden. Und dieses Gefühl

steigerte sich, je unbefangener sie schien. „Wenn ich nur wüßte, was sie von mir denkt!“ diese Frage beschäftigte ihn immer intensiver, je länger er mit ihr zusammen war.

Auf dem Rückwege mußte er mit der Gräfin und Alice in der Pension Suisse zurückbleiben, um Hofgalds seinen Besuch zu machen. Der Prinz geleitete Anna weiter. Am späteren Abend bemerkte ihn Max in der Gesellschaft einiger Pariserinnen von zweifelhaftem oder vielmehr unzweifelhaftem Aussehen.

„Wenn Tante Leo es gut mit der jungen Frau meint,“ dachte Max, „so sollte sie sie vor dem Prinzen warnen, anstatt sich darüber zu amüsiren, daß er ihr den Hof macht. Daß doch die Frauen, auch selbst die klügsten, nicht begreifen wollen, daß ein Mann, wie der Prinz, wenn er einer Frau den Hof macht, immer so weit gehen wird, als irgend möglich, und daß die Gefahr für die Frau um so größer ist, je unerfahrener sie ist. Ob Anna das Letztere ist, weiß ich freilich nicht — sie sieht aber so aus. Zu dumm, daß meine Jugendeselei einen Schatten zwischen uns stellt — ich könnte ihr sonst vielleicht nützlich sein. Solch kleine Frau, die ganz allein in eine fremde Gesellschaft hineingerät, ist doch eigentlich schlimm daran.“

Am nächsten Tage, bei der Partie nach Monte Carlo, bewegten sich Max Blessens Gedanken immer intensiver in diesem Ideenkreise. Während er sich mit Tante Leo und Alice unterhielt, beobachtete er fortwährend den Prinzen und Anna.

Man machte dem Spielsalon einen Besuch, und blieb am Tisch des trente et quarante stehen.

„Wollen wir auf noire setzen?“ fragte Max Alice, die an seiner Seite stand und dabei hörte er auf das, was der Prinz und Anna, die hinter ihm standen, sich sagten.

„Wozu raten Sie mir, gnädige Frau? Soll ich der Farbe der Freude und der Liebe vertrauen?“

„Ich kenne das Spiel nicht.“

„Aber die Damen ahnen stets, was sie nicht kennen. Und sie ahnen und fühlen meist das Richtige. Was sagt Ihnen Ihr Gefühl, gnädige Frau?“

„Gar nichts diesem Tisch gegenüber, für den ich kein Interesse habe.“

„Ach, Sie haben Recht, das hieße auch eine zu kostbare Sache einem gleichgültigen Gegenstande zuwenden.“

„Rouge perd!“

„Ziehen wir uns zurück, Alice, das nächste Mal

wendet das Glück sich wahrscheinlich — bitte — Durchlaucht, wollen Sie nicht einen Versuch machen?"

Der Prinz setzte auf rouge und verlor.

Mlice fragte irgend etwas, worauf Max irgend eine Antwort gab, was ihn aber nicht hinderte zu hören, wie der Prinz sagte:

„Ich freue mich über mein Unglück bei den Karten — Sie kennen doch den alten Spielerglauben, gnädige Frau?"

„Jetzt ist's genug, Kinder, gehen wir weiter,“ erklärte Tante Leo, die auch verloren hatte, „wir Damen wollen wenigstens nicht mehr länger mitthun.“

„Aber wir sollten doch noch einmal versuchen,“ wandte Max sich an den Prinzen, von dem Wunsch getrieben, diesen von Anna zu trennen.

„Nein, ich habe heute Unglück im Spiel,“ sagte dieser, zurücktretend, „und dann wollen die Damen uns ja ohnehin nur so kurze Zeit ihre Gesellschaft gönnen.“

Mlice's Schwester war wieder leidender, und die Damen hatten daher erklärt schon um sieben Uhr zurückkehren zu wollen, während die Herren in Monte Carlo bleiben sollten.

Die kleine Gesellschaft trat hinaus in die schönen Parkanlagen, in welchen die elegante Welt von Nizza

und Monaco sich Rendezvous zu geben schien. Max traf einige Bekannte aus dem Cercle, mit denen er sich für den Abend verabredete.

„Sie sind doch von der Partie?“ fragte er den Prinzen. Dieser antwortete ausweichend, und als sie am Abend die Damen nach dem Bahnhof begleiteten, erklärte er, seine Nerven sträubten sich gegen einen verlängerten Aufenthalt in Monte Carlo und stieg zu Max Blessens Aerger mit den Damen in das Coupé, während dieser, seiner Verabredung wegen, zurückbleiben mußte.

„Der gute Max, wie leid es ihm thut, nicht mit uns fahren zu können,“ sagte Tante Leo, als der Zug sich in Bewegung setzte, und sah dabei lächelnd ihre Nichte an. Mit sanft geröteten Wangen neigte diese sich aus dem Fenster und nickte dem Zurückbleibenden ein Lebewohl zu. Dann saß sie still in ihre Ecke gedrückt der Tante gegenüber und ihre sonst so lebhaften Augen waren mit sanftem, träumerischem Ausdruck in die Ferne gerichtet, während die Tante noch eine Weile von ihrem lieben Max sprach, dem sie so sehr wünschte, daß er nun bald eine nette, passende Frau fände.

Auch Anna saß tief in ihre Ecke zurückgelehnt,

auch ihre Gedanken beschäftigten sich mit dem Zurückbleibenden, so daß es dem Prinzen nicht recht gelang, ihre Aufmerksamkeit zu fesseln.

„Wenn ich ihm nur sagen könnte, wie ich die Vergangenheit beurteile,“ dachte sie, „und daß ich ihn gern wie einen alten, guten Freund betrachten würde, ohne eine Spur von Groll.“

Sie fühlte das Unbehagen, das Max ihr gegenüber empfand, instinktiv mit, und bemühte sich das Beispiel des Doktors Goldbaum zu befolgen, das heißt, alle Empfindungen mit klaren Namen zu belegen.

„Wir haben ein Stück gemeinsame Vergangenheit, scheuen uns, dieselbe zu berühren und wissen gegenseitig nicht, wie wir darüber denken, das ist es, was uns stört;“ zu diesem Schluß kam Anna, während der Prinz ihr die Herrlichkeiten eines Pariser Ball de l'opéra beschrieb. Dann schweiften ihre Gedanken zurück zu der Begegnung mit Max Blesfen in der Berliner Stadtbahn. „Wie kindisch ich damals noch war!“ dachte sie.

Zwanzigstes Kapitel.

Einige Wochen vergingen. In Hedwig Hofgalds Befinden war eine plötzliche Wendung zum Schlechteren eingetreten und die Aerzte rieten eine schnelle Ueberfiedelung nach Mentone.

„Hier ist Gefahr im Vorzuge, und da müssen alle anderen Rücksichten schweigen,“ sagte Tante Leo zu Anna. „Meine arme Mathilde weiß sich nicht zu helfen, ich kann sie nicht sich selbst überlassen, und werde sie daher begleiten und in Mentone einrichten. Das Alles stört mich ganz außerordentlich — aber es hilft nichts, wir müssen Sie hier Ihrem Schicksal und dem Prinzen überlassen, Liebe. Wird er Ihnen zu unbequem, so kommen Sie uns nach.“

„Dürfte ich das wirklich?“

„Ungenirt! Aber warten Sie noch ein wenig. Wenn ich sehe, daß dort Alles glatt geht, komme ich

vielleicht noch einmal zurück. Ich werde Ihnen schreiben.“

Anna war der Gedanke, ohne die Hofgalds und die Gräfin Barken in Nizza zu bleiben, sehr unbehaglich, da sie sich sonst an Niemand angeschlossen hatte und die Gesellschaft nun genug kannte, um zu fühlen, daß die Stellung einer einsamen jungen Frau ohne festen Anhalt etwas Prekäres hatte.

Die Abreise ihrer Freunde war auf den nächsten Tag festgesetzt. Anna war entschlossen ganz eingezogen zu leben, sobald dieselben fort sein würden, und ihnen dann, wenn die Gräfin nicht zurückkehrte, bald zu folgen.

Sie hatte den letzten Abend bei Mice Hofgald verbracht. Auch die Gräfin und Max Blessen hatten sich eingefunden. Max begleitete dann seine Tante und Anna nach Hause, und da diese näher von der Pension Suisse wohnte als die Letztere, so kam es, daß Anna zuletzt an Max' Seite allein durch die Straßen schritt.

„Wenn seine Verwandten fort sind, werden wir uns nicht mehr sehen,“ dachte Anna, „es kommt vielleicht nie mehr im Leben eine Gelegenheit sich auszusprechen, und ich möchte ihm so gern sagen, daß

ich ihm garnicht böse bin. Wenn er nur anfangen wollte von der Vergangenheit zu sprechen,“

Doch Max schritt schweigend an ihrer Seite dahin, und die Entfernung, die sie von ihrem Hause trennte, wurde immer kürzer. Endlich ertrug es Anna nicht länger, so stumm neben ihm einherzugehen, während sie so viel auf dem Herzen hatte.

„Ist es nicht wunderbar, daß wir hier einander begegnen mußten?“ fragte sie, einen schnellen Entschluß fassend, mit etwas unsicherer Stimme. Und da er nicht gleich eine Antwort fand, sondern nur unwillkürlich seinen Schritt verlangsamte, fuhr sie immer schneller und bestimmter sprechend fort:

„Ich freue mich aber, daß es geschehen ist, denn ich möchte Ihnen einmal sagen, daß ich Ihrer freundlich und —“ sie stockte, fuhr dann aber entschlossen fort, „und wie eines alten Freundes gedenke ohne allen Groll.“

Nun gingen sie Beide ganz langsam neben einander her und Max erwiderte mit etwas gedrückter Stimme.

„Ich danke Ihnen, daß Sie den Bann zwischen uns brachen, ich wagte es nicht, und — ich danke Ihnen von Herzen, daß Sie mir nicht zürnen.“

„Nein, ich zürne Ihnen garnicht,“ rief sie lebhaft, „Alles mußte so kommen, wie es kam und Alles war gut so! Ich konnte es ja damals noch nicht verstehen, denn ich war ein Kind, aber heute weiß ich, daß Sie nicht anders handeln konnten, und daß wir Beide sehr unglücklich zusammen geworden wären!“

Er schüttelte den Kopf.

„Das weiß ich doch nicht — aber —“

„Aber es ist Alles sehr gut so, wie es ist,“ fiel sie ein, und blickte lächelnd, wieder im Vollbesitz ihrer Sicherheit, zu ihm auf. „Ich bin sehr froh, daß ich Ihnen das noch Alles sagen konnte, und nun wollen wir als gute Freunde Abschied nehmen!“

Sie reichte ihm die Hand entgegen. Sie hatten das Haus, in dem Anna wohnte, erreicht. „Abschied für heute,“ sagte er ihren Händedruck erwidern, „wie freue ich mich jetzt darauf mit Ihnen zu plaudern, nachdem dieser Alp zwischen uns beseitigt ist.“

„O, von Morgen ab halte ich Klausur und gehe dann vielleicht auch nach Mentone.“

„Ich sage trotzdem: auf Wiedersehen!“ erwiderte er, während sie noch einmal zurückgrüßend, in dem hellerleuchteten Hausflur verschwand und sich dabei wiederholte, daß das ernstlich ein Abschied sein sollte.

Das „Wiedersehen“ kam aber schon am nächsten Morgen, wo sowohl Max Blessen als Anna sich auf dem Bahnhof eingefunden hatten, um Hofgalbs und der Gräfin ein Lebewohl zu sagen. Der Prinz, der kein Freund von frühem Aufstehen war, war ausgeblieben und hatte sich durch Uebersendung einiger der in Nizza so beliebten prachtvollen Orangenblüten-Bouquets mit Beilcheneinfassung abgefunden.

Brausend und dampfend entführte der Zug die Freunde, den Zurückbleibenden die Empfindung lassend, daß sie nun aufeinander angewiesen seien, trotz des gestrigen Abschiedes.

Der Morgen war klar und kühl, recht wie für einen langen Spaziergang geschaffen, und Max und Anna wanderten dem Strande zu. Keines von ihnen sprach von Umkehr. Anna dachte wohl daran, aber der Morgen war so schön, und es war ja noch Zeit am nächsten Tage mit der Klausur anzufangen. Gerade jetzt, nachdem sie sich über die Vergangenheit ausgesprochen hatten, wollte sie nicht unfreundlich scheinen. Anfangs antwortete sie auf Max Fragen, dann begann sie selbst zu erzählen von ihrem Leben in Kaisersgruben, vom Tode ihres Vaters, von ihrer jetzigen Thätigkeit. Max hörte ihr mit immer ge-

steigertem Interesse zu. Ihm war als sehe er, während sie von den verschiedenen Stadien ihres Lebens sprach, wie die Knospe von einst sich zu der lieblichen Frauenblume, die jetzt vor ihm stand, entfaltet hatte, und ein leises Bedauern, daß er garnichts zu dieser Entfaltung beigetragen hatte, regte sich in ihm. Manchmal erinnerte ihn eine Bewegung oder eine Modulation ihrer Stimme an Sophie. Dann erinnerte er sich daran, daß er Mitwiffer eines Geheimnisses sei, das den Frieden und die Harmonie, welche Anna errungen hatte und deren sie sich vollbewußt freute, zerstören konnte. Sie hielt die einst so geliebte Schwester noch für todt — was würde sie empfinden, wenn sie plötzlich erführe, daß jene lebte, und unter welchen Bedingungen sie lebte; May schien es, als sei er nun mitberufen über Anna's Seelenfrieden zu wachen, und er fühlte sich dadurch gehoben.

„Nun will ich aber nicht mehr von mir sprechen,“ sagte Anna zuletzt, „nun erzählen Sie mir auch von sich, von Ihrem Leben.“

„Da ist nicht viel zu sagen.“

„Warum sind Sie so wenig in Ihrer Heimat?“

„Das kommt so ganz von selbst. Im Anfang wenn man wie ich, jung in den Besitz großer Güter

kommt, denkt man, daß man wie ein Patriarch leben, sich bald verheiraten und seinen Weizen selbst bauen wird. Dann merkt man eines Tages, daß ein tüchtiger Beamter mehr von der Sache versteht als man selbst und daß es auch recht langweilig ist allein auf dem Lande zu sitzen. Eine passende Frau findet man nicht gleich, aber gute Freunde um so mehr. Eines Tages begegnet uns dann irgend eine Passion und legt Beschlag auf uns. Bei mir war es die Jagd. Wenn ich die Büchse über der Schulter und die Aussicht habe sie bald gebrauchen zu können frage ich nach nichts Anderem. Im vorigen Jahre habe ich in England einige Fuchsjagden mitgemacht Sie können sich keine Vorstellung machen, wie aufregend und amüſant das war. Dann besuchte ich einen Bekannten in Rußland, um Wölfe zu schießen Auf dem Rückweg erlegte ich einen Bären in den Karpathen — das war mein interessantestes Jagdabenteuer — an den Folgen desselben laborire ich aber eben noch. Es hat halt Alles im Leben seine Schattenseiten, und die Heimkehr in ein leeres, kaltes Haus, in dem einen eine Heerde von Beamten erwartet, die Alle mehr oder weniger unangenehme Anliegen haben, ist nicht die geringste davon.“

Anna schüttelte den Kopf.

„Ich glaube, Sie würden zufriedener sein, wenn Sie mehr in der Heimat lebten,“ sagte sie.

Er lächelte ein wenig überlegen. Er war gewöhnt, daß die Damen sonst seine Jagdabenteuer in aller Herren Ländern interessant fanden und es ärgerte ihn, daß Anna die Sache so kühl nahm, ja fast zu tadeln schien.

Sie waren den Schloßberg hinangestiegen und standen inmitten des, auf der Höhe malerisch gelegenen Friedhofes, von dem aus sich ein weiter Blick über das Meer eröffnet. Anna setzte sich auf eine der Steinbänke und wies auf das Meer hinaus, über dem sich der blaue, sonnige Himmel wölbte.

„Sehen Sie nur, wie schön das ist.“

„Sie geben also doch zu, daß man draußen in der Welt allerlei Schönes findet, das man daheim nicht haben kann?“ fragte er. Sie sah ihn erstaunt an, ohne eine Erklärung für den leicht gereizten Ton, der aus seinen Worten klang, zu finden.

„Zweifeln Sie denn daran?“

„Wird es Ihnen jetzt nicht schwer, zu denken, daß Sie in die Rauchatmosphäre von Kaisersgruben zurückkehren werden?“

Anna lachte.

„Kaisersgruben mit einer baie des anges wäre mir lieber als mit feinem Rauch, natürlich — aber die baie des anges ohne Heimat würde mir doch sehr bald langweilig werden.“

„Was fesselt Sie denn so an Ihre Heimat?“
Sie errötete.

„Ich weiß nicht, wie ich Ihnen das erklären soll, weil Sie selbst ein ähnliches Gefühl nicht haben, aber, sehen Sie, wenn ich so hier zwischen Palmen und Aloe wandle, kommt es mir vor, als ginge ich in einem Traume umher. Alles ist wunderschön — aber ich bin eigentlich nicht ich, und an meiner Stelle könnte ebenso gut irgend ein anderes Wesen da umhergehen und nichts thun. Daheim aber bin ich — ich. Da brauche ich meine Kräfte und meinen Willen, da warten so und so viele auf meine Anordnungen, da würde so und so viel unterbleiben, wenn ich nicht ich wäre. Es mag ja eine Thorheit sein, denn kein Mensch ist unerseßlich, das weiß ich wohl. Aber ich habe doch das Gefühl nützlich und nicht umsonst da zu sein, und seit ich dieses Gefühl kennen lernte, bin ich nirgends so gern als daheim.“

Er schwieg.

„Früher war das anders,“ plauderte sie weiter, und beschrieb ihm ihre sentimentale Niedergeschlagenheit nach der Rückkehr von Berlin und ihre vergeblichen damaligen Versuche ihren Tag auszufüllen in so heiterer, sich selbst persiflirender Weise, daß er ihr lächelnd zuhörte und die leichte Verstimmung, die sich seiner bemächtigt hatte, als sie ein „nützliches“ Leben pries, bald verschwand. Dann erhoben sie sich von der Steinbank, schritten zwischen den wohlgepflegten mit Blumen geschmückten Gräbern dahin, die Inschriften der Marmortafeln ab und zu lesend und ihre Bemerkungen darüber austauschend.

„Es ist doch eigentlich ein melancholischer Ort, den wir uns an diesem schönen Morgen zum Spaziergang ausgesucht haben,“ meinte Max, als sie eine Reihe von Inschriften gelesen hatten, die besagten, daß die hier Schlummernden sämmtlich in jugendlichem Alter und aus den verschiedensten Gegenden Europas kommend, hier ihren Tod gefunden hatten. Anna schüttelte den Kopf.

„Nein, melancholisch macht mich der Anblick eines Friedhofes niemals. Bin ich traurig, so empfinde ich dabei als tröstlich, daß alles Leid vergänglich ist, und bin ich heiter, so erscheint mir das Leben, der

Ruhe des Todes gegenüber, als ein köstliches Geschenk, dessen Wert ich freudig empfinde.“

„Sie sind eine glückliche Natur, Alles wird Ihnen zum Fest!“ rief Max, mit unwillkürlicher Bewunderung in das rothige Gesichtchen und die strahlenden Augen der jungen Frau blickend.

Ein feuchter Schimmer stieg in diesen Augen auf.

„Ich habe früher so viel geweint — da lernt man es wohl, jede gute Stunde zu schätzen.“

„Manche verlernen es dabei auch ganz und gar, aber Sie sind eben glücklich angelegt. Weshalb —“ er hielt plötzlich inne.

„Was meinten Sie?“ fragte Anna.

„Es war eine Frage die sich mir plötzlich aufdrängte, aber im Augenblick, wo ich sie aussprechen wollte, erschien sie mir doch zu absonderlich.“

„Fragen Sie nur, wenn Sie noch etwas auf dem Herzen haben.“

„Nun ja, wir stehen einander doch anders gegenüber als andere Menschen, nicht wahr? da kann man wohl auch eine Frage stellen, die etwas ungewöhnlich klingt. Sie haben mir gestern gesagt, wir wären doch unglücklich zusammen geworden. Weshalb glaubten Sie das?“

Anna errötete. Er vermied es, sie anzusehen, und blickte auf das Meer hinaus.

„Bekomme ich darauf keine Antwort?“ fragte er. „Doch, und ich will ganz ehrlich antworten,“ sagte sie leise.

„Damals, als wir uns — kannten, da paßte ich noch nicht für Sie, und jetzt, jetzt würden Sie nicht mehr zu mir passen.“

„Halten Sie mich für so oberflächlich?“

„Oberflächlich — nein, das ist nicht das richtige Wort, denn von Hause aus sind Sie, glaube ich, nicht so angelegt, daß Sie alle Dinge nur von Außen betrachten und beurteilen könnten — aber — doch ich bin thöricht, denn ich spreche da über Dinge, die ich eigentlich nicht kenne und nicht verstehe. Ich will auch Ihre Lebensauffassung nicht beurteilen, ich fühle nur, daß sie eine von der meinen ganz verschiedene ist; und das ist ja ein Glück,“ fügte sie wieder lächelnd hinzu. Er sah noch immer mit ernstem Gesicht auf das Meer hinaus. Da bröhnte der Kanonenschuß durch die Luft, welcher jeden Tag die Mittagsstunde anzeigt.

„Mein Gott, schon so spät,“ rief Anna erschreckt, „wo ist der Morgen geblieben!“

„Ja, er ist sehr schnell vergangen — trotz unserer verschiedenen Lebensauffassungen,“ sagte Max, endlich dem Meere den Rücken kehrend und Anna folgend, welche eilig den Rückweg angetreten hatte. Am Ausgange des Friedhofes trafen sie den Prinzen.

„Endlich finde ich Sie,“ rief dieser, Anna sehr zuvorkommend und Max Blessen sehr leicht grüßend. „Ich fürchtete schon, Sie hätten unsere Freunde nach Mentone begleitet.“

„Wie Sie sehen habe ich das vorläufig noch nicht gethan,“ erwiderte Anna ziemlich kurz und ohne die Hand zu bemerken, die er ihr entgegenstreckte.

„Der Abschied scheint die gnädige Frau schlecht gestimmt zu haben,“ bemerkte der Prinz, aber obgleich Anna sich deutlich ablehnend gegen ihn verhielt, schloß er sich doch an. Max ging, ziemlich einsilbig, nebenher.

Bei der Pension Suisse verabschiedete sich Anna von den beiden Herren, indem sie erklärte dort einen Besuch machen zu müssen.

„Haben Sie die Frau von Remberg schon an dem Bahnhof getroffen?“ fragte der Prinz in seiner österreichischen Manier Anna's Namen das „von“ vorsetzend.

„Ja,“ erwiderte Max kurz.

„O, ça, und seither sind Sie ihr Kavaliere geblieben, und sie schien gar nicht erbaut davon, daß ich Sie störte.“

„Von einer Störung konnte doch wohl nicht die Rede sein,“ sagte Max in ziemlich scharfem Tone.

Der Prinz legte beschwichtigend den Arm auf den seines Begleiters.

„Mein lieber Graf, ich bitt' Sie, wir werden uns doch nicht mißverstehen! Sie ist eine charmante Frau, die Frau von Remberg, und — *si vous avez plus de chance que moi*“ — er zuckte die Achseln, „dann hab' ich eben den Pionier für Sie abgegeben, denn keine Festung fällt bei dem ersten Ansturm, wissen's, und wer nach dem Pionier kommt, ist immer günstiger daran.“

„Aber ich versichere, daß ich ganz und gar nicht die Absichten verfolge, welche —“

„Na, lieber Graf, wir sind doch unter uns, und mein Grundsatz ist: hab' ich Glück, so weiche ich keinem Teufel, habe ich keins — so nehm' ich mein' Gut und wünsch' viel Vergnügen. Der heutige Empfang der Frau Remberg hat mir gezeigt, daß ich kein Glück gehabt hab', also — — was ich Ihnen noch sagen wollte, da ist gestern die Perletti von Paris

hier angekommen. Sie ist im „Grand Hotel Paradis“ abgestiegen. Sie kennen doch die Perletti?“

„Nein, als ich in Paris war, gab sie auswärts Gastrollen.“

„O, da versäumen Sie ja nicht am Abend in die Oper zu gehen. Sie wird hier einen kurzen Gastspielcyklus geben. Sie ist übrigens eine gute Bekannte von mir. Bleiben Sie im Cercle? Ich gehe einmal hinüber nach dem Hotel Paradis.“

Sie standen vor dem Gebäude des Cercle de la Méditerranée, und Max benutzte die gute Gelegenheit, um von dem Prinzen, der ihm heute un sympathischer denn je war, loszukommen.

In den nächsten Tagen vermied er Anna. Er glaubte es ihr schuldig zu sein, dem Prinzen zu beweisen, daß die Annahmen desselben aller Begründung entbehrten. Dann überlegte er, daß sein Zurückziehenden Prinzen wieder ermutigen würde und fand, daß er selbst doch unter allen Umständen eine passendere Gesellschaft für Anna sein würde als der Prinz.

Kurz entschlossen machte er ihr einen Besuch und bat sie, wieder in der Gesellschaft zu erscheinen und ihre Zurückgezogenheit aufzugeben.

„Ich will ganz offen sein,“ sagte er, „wenn

Sie mich auch für einen oberflächlichen Menschen halten, vor dem das Schicksal Sie gnädig bewahrt hat, so habe ich doch eine gewisse Vorliebe für den Verkehr mit ernsthaften, denkenden Menschen. Sie gehören zu den wenigen Frauen, die an einem ernsthaften Gespräch mehr Freude haben, als an einer Flirtation und die nicht von jedem Manne, der einmal ihre Unterhaltung gesucht hat, lächelnd behaupten: ‚er macht mir die Cour.‘ Und deshalb gerade vermisse ich Ihre Gesellschaft sehr, und bitte Sie, suchen Sie die Menschen wieder auf. Wenn Sie sich völlig zurückziehen, so fällt es auf, wenn man Sie ab und zu mit mir sieht. Verkehrten Sie mit Allen, so laufe ich eben mit unter. Sie sehen, ich spreche mit Ihnen, wie mit einem guten Kameraden — ich habe das Gefühl, als dürfte ich das.“

„Und mich freut es, daß Sie es thun,“ rief Anna. „So ist es recht! Wir wollen gute Kameraden sein!“

„Trotz meiner Oberflächlichkeit?“

„Ich habe Ihnen ja schon gesagt, daß ich nicht Sie, sondern nur Ihre Art zu leben für oberflächlich halte!“

Von diesem Tage an zeigte sich Anna wieder in dem Kreise, in dem sie früher verkehrt hatte und der sich dem Schützling der Gräfin Barken auch nach der Abreise der Lady patroness nicht verschloß. Je mehr sie und Max Blessen sich aber Mühe gaben, ihre „Kameradschaft“ neugierigen Mißdeutungen zu entziehen, um so besser und fester wurde das Einvernehmen zwischen ihnen. Der Prinz Seltheim ließ sich jetzt wenig in der deutschen Gesellschaft sehen, da er durch die französische Sängerin mehr in andere Kreise hineingezogen wurde.

„Er hat in der guten Gesellschaft nur eine Gastrolle gegeben,“ behauptete eine böse Zunge, deren Inhaberin dieser Gesellschaft zugehörte. „Car on reviens toujours à ses premiers amours.“ Die Aeußerung wurde eines Abends in Max' und Anna's Gegenwart gethan. Die Blicke Beider begegneten sich und wichen sich, als erschräken sie vor einander, eilig wieder aus.

Und in der darauf folgenden Nacht klang das französische Sprichwort Max vor den Ohren, gerade als er einschlafen wollte. Er wachte darüber auf und sagte sich:

„Unsinn, sie war zwar meine erste Liebe, aber

gerade deswegen bin ich jetzt gegen ein ähnliches Gefühl gefeit. Nein, on ne reviens pas à ses premiers amours.“

Doch das verhinderte ihn nicht die ganze Nacht von Anna zu träumen.

Anna träumte nicht von ihm; aber wenn sie am Morgen erwachte, freute sie sich auf den kommenden Tag, und wenn sie am Abend schlafen ging, sagte sie sich: „es war wieder Alles so schön — so schön!“ Die einzige Trübung erfuhr diese glückliche Stimmung durch die Nachrichten aus Mentone, die immer besorgnißerregender lauteten.

Die Gräfin kehrte nicht zurück. Die „arme Mathilde“ konnte nicht mehr ohne sie fertig werden. „Kommen Sie nicht hierher, kleine Frau,“ schrieb die Gräfin, „unter traurigen Verhältnissen erholt man sich nicht und Sie sollen sich erholen. Wie ich die Dinge beurteile, hat die arme Hedwig nur noch kurze Zeit zu leben, ich kann mich keinen Selbsttäuschungen hingeben. Vor zwei Jahren hätte ein Winter im Süden sie vielleicht noch gerettet. Aber die Menschen thun das Notwendige ja gewöhnlich, wenn es zu spät ist.“

Die Wochen vergingen. Max und Anna lachten zusammen über die kleinen Schwächen der Gesellschaft, freuten sich mit einander, wenn sie ein gutes Buch oder einen besonders sympathischen Menschen entdeckten — und trauerten gemeinsam um den Tod der armen Hedwig Hofgald, der im März erfolgte. Wenn sie einen Tag, an dem sie sich nicht sahen, als verloren betrachteten, so setzten sie das auf Rechnung ihrer „Kameradschaft“, über deren Zunehmen und Intensivität sie Beide nachzudenken vermieden.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Das Haus des Direktor Remberg war festlich bekränzt und vor der Thür desselben standen der Doktor, einige Beamte des Hüttenwerkes und der Grube und Frau Müller, letztere in feierlichem, schwarzen Seidenkleid, und in Begleitung der sauber gekleideten Voitalleck'schen Kinder.

Remberg war seiner Frau bis Wien entgegengefahren, und der auf der Chaussee aufwirbelnde Staub verkündete jetzt das Nahen der Erwarteten.

Da waren sie endlich. Leichtfüßig sprang Anna aus dem Wagen, und nun ging es an das Händeschütteln, Durcheinanderfragen und Rufen, wie es jede lang erwartete und ersehnte Ankunft mit sich zu bringen pflegt.

„So, nun sehen Sie wieder aus, wie Sie aussehen sollen,“ sagte der Doktor, „nun bin ich zufrieden,

und wir werden jetzt diesen öden, langweiligen Winter schnell vergessen. Sie haben uns Allen unglaublich gefehlt.“

„Ich freue mich, daß Sie mich nicht vergessen haben,“ erwiderte sie ihm die Hand drückend.

Kemberg stand neben ihr und dachte:

„Daß wir ihr auch gefehlt hätten, sagt sie nicht“ — und sein schneller Blick flog über die elegante Gestalt seiner Frau hin, die ihm plötzlich nicht mehr in den Kreis, in den er sie zurückführte, zu passen schien.

Er hatte sich noch nie in seinem Leben so intensiv auf etwas gefreut, als auf Anna's Rückkehr. Vielleicht machte aber gerade die Erregung ihn feinfühligler als er sonst war. Er empfand Anna gegenüber sofort ein undefinirbares kühles Etwas, wie eine leichte Entfremdung. Es war als habe die Luft in Nizza eine eigene Atmosphäre von Eleganz um die junge Frau zurückgelassen, und als sie unterwegs wiederholt Max Blessens Namen nannte, da vermischte sich in Kembergs Gefühl die Veränderung, die er an Anna wahrzunehmen glaubte, mit diesem Namen, und es war, als fiele ein kalter Reif auf seine warme Wiedersehensfreude.

Anna nahm indessen mit der ihr eigenen Frische und Fröhlichkeit wieder Besitz von ihrem Heim. Sie hatte so viel zu sehen und zu fragen, daß sie nicht Zeit fand auf ihren Mann besonders zu achten.

Erst am Abend, als sie von einem Gange durch die, ihrer Obhut anvertrauten Anstalten zurückkehrte, trat sie in den Garten hinaus und entdeckte hier allerlei Ueberraschungen. Auf dem Rasenplatz vor der Veranda plätscherte ein Springbrunnen, eine prächtige Musa streckte daneben ihre palmenartigen Blätter empor und rechts und links von der Veranda standen blühende Orangenbäume in großen, von Epheu umwucherten Kübeln.

„O, wie schön!“ rief Anna und eilte die Stufen der Veranda hinab.

Da entdeckte sie einen neu angelegten breiten Kiesweg und am Ende desselben stand ein zierlich aus Eisen und Glas aufgebautes Treibhaus.

Schnell überflog Anna's Blick all' die neuen Herrlichkeiten, dann eilte sie in das Haus zurück, in Rembergs Zimmer. Er war nicht da, er war nach der Hütte gegangen, sagten die Leute.

„Nach der Hütte, heute, am ersten Abend!“ dachte sie enttäuscht. Sie trat vor die Hausthür. Da kam

er eben den Weg daher, es hatte ihm doch keine Ruhe gelassen bei seinen Arbeitern. Anna trat hinter die Thür. Wie langsam er ging! Hatte er denn Sorgen, von denen sie nichts wußte? Freilich, sie hatte nach nichts gefragt, sie hatte ja, von ihrem Wiedersehen in Wien an, nur immer von sich gesprochen und erzählt, wie eine rechte Egoistin. Jetzt trat er in das Haus, Anna's Arme schlangen sich um seinen Hals, ihr Kopf lehnte an seiner Brust.

„Endlich, da bist Du, und wie schön hast Du Alles für mich gemacht, keinen meiner Lieblingswünsche hast Du vergessen, auch nicht einen!“

Da waren mit einem Schlage all' die trüben Gedanken, die sich bei ihm einzunisten begonnen hatten, verflogen. Er preßte die schlanke Gestalt, die sich in seinen Arm schmiegte, fest an sich.

„Anna, mein Liebling, hast Du denn Freude an Deinem Heim?“

So hatte er sie noch nie genannt, und so hatte sie auch seine Stimme noch nie vibriren hören. Es durchzuckte sie etwas, wie ein süßes Erschrecken.

Sie drückte ihren Kopf an seine Brust.

„O, große Freude, und ich danke Dir so sehr,“ flüsterte sie. Sie fühlte wie sein Herz schlug, und zum

ersten Mal überkam sie die volle Empfindung davon, daß die starken, regelmäßigen Schläge dieses Herzens ihr gehörten.

Das Glück dieses Abends blieb jedoch nicht lange ungetrübt. Schon am nächsten Tage kam ein Brief Mar Blessens an Anna, der neue Schatten heraufbeschwor.

Anna verbarg die Freude, welche sie über diesen Brief empfand, nicht, und Remberg blieb den ganzen Tag verstimmt.

Bierzehn Tage später kam wieder ein Brief von ihm, in welchem er seine baldige Rückkehr meldete und um Erlaubniß bat seinen guten Kameraden von Nizza recht bald aufsuchen zu dürfen. Mit hellem Jubel theilte Anna ihrem Manne diese Nachricht mit, und schmollte ein wenig, weil er gerade heute so mit Geschäften überlastet war, daß er kaum Notiz von dem zu nehmen schien, was Anna in so freudige Erregung versetzte.

Der Doktor, der am Abend kam, fühlte, daß eine Wolke zwischen dem Paare lag, wußte sie aber nicht zu nennen.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

„Also heute erwarten Sie den Grafen Blesfen?“ fragte der Doktor Anna, während er, auf dem Wege zu seinen Patienten, einen Morgenbesuch bei Rembergs machte.

„Ja,“ erwiderte sie mit strahlenden Augen. „Ich freue mich so sehr darauf ihn wiederzusehen, mit ihm von Nizza zu plaudern.“

„Wo ist denn Ihr Gemahl?“

„Der ist schon vom frühen Morgen an in der Hütte. Sagen Sie, Herr Doktor, halten Sie meinen Mann für krank?“

„Durchaus nicht! Weshalb?“

„Er kam mir in den letzten Tagen so verändert vor, so still, so in sich gekehrt — er hat allerdings auch ganz besonders viel zu thun, denn ich sehe ihn weniger denn je.“

„Ja, er hat besonders viel zu thun — die eben angeknüpfte Verbindung mit Kiew, Bau des neuen Maschinenhauses —“

„Möglich, daß es das ist!“ Sie seufzte.

Der Doktor blickte um sich und warf auch einen Blick in den anstoßenden Salon.

„Sie haben hier allerlei Veränderungen vorgenommen,“ bemerkte er.

„Ja,“ erwiderte sie, während eine leichte Röthe über ihre Stirn und ihre Wangen flog, „ich habe das Etablissement im Salon schon längst in die Mitte stellen wollen, und die Blumenständer und kleinen Tische standen auch schon lange bereit, ich kam nur nicht dazu Alles zu ordnen.“

„Und nun wollen Sie Ihrem Gast Ihre Häuslichkeit möglichst vorteilhaft zeigen — ich finde das natürlich!“

„Nicht wahr? Und ich kenne den Geschmack des Grafen so genau.“

„Wird er lange hier bleiben?“

„Bis zum Abendzuge, denke ich. Kommen Sie nicht auch zu Tisch?“

„Nein, danke, ich habe zu thun!“

Er ging. Anna stand am Fenster und blickte den Weg hinab, der zur Hütte führte.

„Unbegreiflich, daß Paul noch nicht kommt,“ sagte sie mit einem leichten Anfluge von Ungeduld, „Max Blessen muß gleich hier sein — er wird ihn nicht empfangen können, wenn er noch lange zögert.“ Sie wartete noch einige Minuten, dann nahm sie eine Handarbeit und setzte sich auf die Veranda. Eine leichte Wolke lag auf ihrer Stirn.

Sie hatte noch nicht lange dort gesessen, als das Knirschen von Wagenrädern auf dem Kieswege hörbar wurde. Die Arbeit sank in Anna's Schooß.

„Wie dumm ich bin,“ schalt sie sich, „ich habe wirklich Herzklopfen — es ist doch nicht Unrecht, daß dieses Wiedersehen mir Freude macht! Wäre mein Mann nur hier!“

Da war der Wagen. Max sprang die Stufen der Veranda hinan, und Anna streckte ihm beide Hände entgegen — sie konnte nicht anders.

„Wie freue ich mich, daß Sie kommen!“

„Und ich, daß ich da bin! Wie hübsch ist es bei Ihnen! Ich hatte es gar nicht so hübsch in der Erinnerung.“

„Es hat sich aber auch Alles verschönert — mein

Mann hatte mir so hübsche Ueberraschungen bei der Rückkehr bereitet.“

„Ach — Ihr Mann“ — ein leichter Schatten flog über Max Blessens Gesicht — „wo ist er denn?“

„In der Hütte — er wollte hier sein — verzeihen Sie nur, daß er Sie nicht empfängt, aber er hat jetzt immer so sehr viel zu thun.“

„O, ich will ihn nicht stören — diesmal bin ich ja nicht in Geschäftsangelegenheiten hier, sondern um meinen Kameraden von Nizza wiederzusehen. Haben Sie noch manchmal an unsere Kameradschaft gedacht?“

„Wie oft!“

„Ja? Nun, ich auch! Sie glauben nicht, wie langweilig es nachher in Nizza war — eigentlich auch in Baden, wohin ich später ging — es ist am Ende überall dasselbe. Wissen Sie, daß ich ernstlich darüber nachgedacht habe, ob Sie nicht doch am Ende Recht hatten, als Sie mir sagten, ich sollte mehr zu Hause sein?“

„Wirklich?“

„Ja, wirklich! Ich habe bei meiner Rückkehr so viel Unordnungen vorgefunden, und ahne noch mehr, die ich noch gar nicht entdeckt habe — meine Gesindehäuser sind mir unter Anderem eingestürzt — sie sollten

schon vor Jahren gebaut werden, aber mein guter Direktor behauptete immer, es eilte nicht damit und es gäbe nötigere Ausgaben.“

„Sind Leute dabei verunglückt?“

„Nein, glücklicherweise nicht — aber ich bin jetzt in den Teil der Häuser, der noch steht, hineingegangen — es ist unbeschreiblich, wie schmutzig und unordentlich ich da Alles gefunden habe. Unser polnisches Volk ist doch eigentlich entsetzlich!“

„Wir müssen es uns eben erziehen,“ meinte Anna lächelnd.

„Ich habe gehört, daß Sie Versuche damit gemacht haben, Sie müssen mir all' Ihre Anstalten zeigen, man hat mir gesagt, Sie hätten schon Wunder bewirkt.“

„Wunder nicht, aber versucht haben wir freilich Allerlei —“

„Nein, von Ihnen besonders spricht man —“ er sah ihr mit unverhohlener Bewunderung in das Gesicht, daß sie errötend die Augen niederschlug, und lächelnd den Kopf schüttelte. Sie hatten es Beide nicht bemerkt, daß Remberg jetzt dicht vor der Veranda stand, und Anna fuhr unwillkürlich zusammen, als er plötzlich neben ihnen stehend, den Grafen begrüßte.

Anna fand, daß seine Stimme dabei nicht so klar

und freundlich klang als sonst, er erschien ihr überhaupt älter und ernster neben Max Blessen und zum ersten Mal in ihrer Ehe machte Anna die Bemerkung, daß die Unterhaltung langweilig und stockend durch Rembergs Dazwischenkunft geworden war. Sie schob es darauf, daß dieser jetzt gerade mit Geschäften überbürdet sei und bemühte sich durch verdoppelt lebhaftes Teilnahme und Liebenswürdigkeit das gut zu machen, was, wie sie meinte, Remberg an freundlichem Entgegenkommen fehlen ließ.

Nach Tisch wurde die Stimmung etwas besser. Man besichtigte die Anstalten und machte auch einen Gang durch das Hüttenwerk. Max legte überall lebhaftes Interesse an den Tag und seine sachgemäßen und stets den Kern der Dinge treffenden Fragen, machten am Ende auch Remberg mittheilsamer, so daß Anna förmlich erleichtert aufatmete und sich nun erst recht ihrer frohen Laune überließ.

„Jetzt kann ich mir erst eine richtige Vorstellung davon machen, wie Sie leben,“ sagte Max zu Anna, als sie am Abend in den Garten zurückkehrten. „Sie haben es verstanden sich und Ihre Umgebung harmonisch zusammenzustimmen — das ist ein Kunststück, das ich bisher nicht fertig gebracht habe.“

„Sie sollten es nur noch versuchen,“ meinte Anna. Max seufzte, Remberg ging mit großen Schritten voraus, die Beiden hinter sich zurücklassend. Sie folgten ihm schweigend.

„Ich danke Ihnen für diesen schönen Tag,“ sagte Max, bei'm Scheiden Anna's Hand drückend. Sie lächelte ihn an.

„Ich hoffe, Sie bleiben nun eine Zeit lang unser Nachbar?“

„Ja, ich werde diesen Sommer häuslich sein — und Sie erlauben, daß ich mir von Zeit zu Zeit Ihren Rat hole, Herr Direktor, nicht wahr? Denn ich habe große Lust einige der Einrichtungen, die ich bei Ihnen gesehen habe, auch bei mir einzuführen.“

Remberg verbeugte sich stumm.

Als der Wagen davonrollte, legte Anna ihre Hand auf Rembergs Schulter.

„Was ist Dir? Du warst so seltsam?“

„Ich habe zu thun und dieser Besuch störte mich.“

„Aber warum sagtest Du es ihm nicht? Er hätte es Dir gewiß nicht übelgenommen, wenn Du Dich eine Stunde zurückgezogen hättest.“

Ein eigentümlich forschender Blick Rembergs streifte sie. Er antwortete nicht. Anna legte ihren

Arm in den seinen. „Komm, laß uns noch einmal durch den Garten gehen, schlafen kann ich doch noch nicht.“

„Es thut mir leid, liebe Anna, aber Du mußt allein gehen. Ich werde noch arbeiten.“

Er ging in sein Zimmer.

Anna trat hinaus.

Wie hell der Mond leuchtete und wie traumhaft der Garten ausah. In den Büschen hatten sich in diesem Jahre zum ersten Mal Nachtigallen eingefunden, die einander nun mit ihren süßen Tönen lockten. Anna hätte noch so gern von ihrem Besuch gesprochen, das Herz war ihr so voll. Und nun war sie allein. Langsam durchschritt sie die Gänge des Gartens. Ihre Gedanken flogen zu jenem Mondscheinabend in Rizza, an welchem sie Max gesagt hatte, daß sie ihm nicht grolle, und ihre Phantasie rief ihn an ihre Seite zurück, das Gespräch von damals fortsetzend. Ihr war, als hätte sie ihm noch viel mehr sagen wollen, heute fiel ihr Alles ein, sie hatte für Alles die passenden Worte. Dann plötzlich schweiften ihre Gedanken ab, zu jenem andern Mondscheinabend der ihrer Rückkehr hierher gefolgt war, und an Max Blessens Stelle trat Kembergs Bild an ihre Seite.

„Paul,“ flüsterte sie, „o, wie lieb war er damals, wie glücklich waren wir! Und wenn er jetzt hier bei mir wäre, wie wollte ich ihm Alles erzählen, Alles, was Max und mich betrifft, wie wir uns einst liebten und wie wir nun gute Kameraden sein wollen. Ich würde den Kopf wieder an meines Mannes Brust lehnen und sein Herz schlagen hören, wie damals, ich wollte Nichts für mich behalten, auch nicht den Schatten einer Erinnerung.“ Sie blickte nach dem Fenster von Kembergs Arbeitszimmer; ein Lichtstreif stahl sich von dort her zwischen den Vorhängen in den Garten hinaus.

„Da sitzt er nun, so nah und doch so entfernt von mir, vergraben in seinen Arbeiten. Freilich, er hat Wichtigeres zu thun, er hat nicht Zeit für seine Frau!“

Und ihre Gedanken flogen hinüber auf die jetzt verödete Landstraße, über die Max Blessens Wagen nun hinfahren mochte.

„Armer Max! Er ist jetzt auch so allein wie ich. Und wenn er heim kommt, empfängt ihn kein freundliches Gesicht. Wie sagte er doch: die Harmonie fehlte in seinem Leben. Er mag wohl Recht haben. Er ist so einsam.“

Eine Wolke zog über den Mond, ein kühler

Wind begann über den Garten hinzustreichen. Anna fröstelte, hüllte sich fester in ihr Tuch und trat in das Haus zurück. Vor der Thür ihres Mannes hielt sie zögernd einen Augenblick inne. Sie schüttelte den Kopf.

„Wozu? Ich störe ihn doch nur!“

Mit leisen Schritten ging sie weiter. Und hinter der geschlossenen Thür saß Remberg vor seinem Schreibtisch, hatte den Kopf in die Hände gestützt und blickte über die, vor ihm ausgebreiteten Papiere hin, in das Licht der Lampe. Seine Hand hielt die eingetauchte Feder, doch die Dinte war trocken darin geworden, ohne daß er es bemerkte.

Plötzlich erhob er sich und ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab. Dann blieb er vor dem Fenster stehen, hob den Vorhang und blickte hinaus. Er ließ sich in den Sessel vor dem Fenster fallen. „Ich kann nicht arbeiten, ich kann nicht!“ murmelte er; und seine Hand glitt über Stirn und Augen, als wolle er den Gedanken fortwischen, der immer wieder vor ihm aufstieg und ihn heute am Arbeiten hinderte.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Einige Wochen vergingen. Von Graf Max wurde zwischen Nemberg und seiner Frau nicht gesprochen. Geschäftliche Sorgen aller Art nahmen Nemberg in Anspruch.

„Um wie viel schlechter der Geist unter den Leuten geworden ist, seit unser alter Pfarrer gestorben ist, und wir den jungen Staatspfarrer haben, zu dem die Leute doch nicht gehen, das ist unglaublich,“ sagte Nemberg eines Tages zum Doktor. „Ich bin kein Freund der Schwarzröcke und ihrer Machtbestrebungen — aber wenn ich mir meine Leute ansehe, wie sie noch vor ein paar Jahren waren, und wie sie jetzt sind, so wünsche ich wahrhaftig die alten Zeiten, wo man den Kulturkampf nicht kannte und der Arbeiter sich noch vom Geistlichen ins Gewissen reden ließ, kämen zurück.“

„Ganz richtig,“ meinte der Doktor, „das Volk, dem die Moral kein innerliches Bedürfnis ist, braucht eine Kirche, welche die Macht besitzt, es, sei es auch mit äußerlichen Mitteln, dazu zu zwingen.“

„Früher lautete mein Evangelium: jeder Zwang ist schlecht, nur das aus freiem Entschluß gewollte Gute ist wahrhaft gut — nach und nach bin ich leider dahinter gekommen, daß der Trieb zum Guten nicht der ist, der die Massen beherrscht. Das Volk! Das ist wie eine Schaar von Kindern. Wehe den Erwachsenen, wenn sie die Herrschaft verlieren und das Reich der Unvernunft beginnt. Wenn einen die Erfahrungen, die man da machen muß, nur nicht verbitterten! Sie wissen es, Doktor, ob das Wohl meiner Leute mir am Herzen liegt. Bin ich doch mitten aus ihnen hervorgegangen, weiß, wo sie der Schuh drückt und suche zu bessern, wo ich kann. Trotzdem drohen sie mir mit einem Striße.“

„Ja, der Bau des neuen Maschinenhauses erregt viel Unzufriedenheit.“

„Es ist unverständlich, wie das kommt ist, die neuen Maschinen werden es mir allerdings möglich machen mit weniger Menschenkräften zu arbeiten als bisher, dafür vergrößere ich den ganzen Betrieb so,

daß keiner meiner bisherigen Arbeiter entlassen zu werden braucht. Trotzdem betrachten die Leute die Aufstellung der neuen Maschinen als ein ihnen zugefügtes Unrecht. Es muß unter ihnen geheßt werden — ich komme immer mehr zu dieser Ueberzeugung, ohne doch die verderblichen Elemente ausfindig machen zu können.“

„Ich glaube auch nicht, daß dieselben unter Ihren Arbeitern heimisch sind. Die Unzufriedenen kommen von der Kreszenz-Grube und machen dann unter Ihren Leuten Propaganda für ihre Ideen. Die Beamten auf der Kreszenz-Grube sollen ja allerdings ziemlich unverantwortlich wirtschaften. Sie sollten den Grafen Blossen darauf aufmerksam machen, Herr Direktor. Er ist ja jetzt zu Hause und soll anfangen sich seiner Angelegenheiten anzunehmen. Ihm gehört die Kreszenz-Grube.“ — Remberg wandte sich ab und sprach von andern Dingen.

Einige Tage nach dieser Unterredung brach in der That der Strike aus. Die Arbeiten an dem ^{Werkstatt} Maschinenhause wurden unterbrochen. Nun verlor auch Remberg die Geduld. Er entließ die Kinder der strikenden Arbeiter aus dem Kinderheim und ihre Frauen durften das Essen nicht mehr aus der

gemeinschaftlichen Küche holen, Maßnahmen deren Berechtigung selbst Anna anerkennen mußte, die aber trotzdem viel böses Blut machten. Die Gährung wuchs, als Remberg auswärtige Arbeiter kommen und die unterbrochenen Arbeiten von diesen ausführen ließ. Auf der Kreszenz-Grube kam es an den Löhnungstagen zu tumultuarischen Auftritten. Max Blessen begab sich in Folge dessen dorthin. Er hatte schon schriftlich Rembergs Rat nachgesucht und kam nun eines Tages, um den Direktor zu bitten, mit ihm eine gründliche Revision der vernachlässigten Grube vorzunehmen.

„Die dortigen Verhältnisse sind mir leider eine terra incognita, bisher habe ich nur gesehen, was die Beamten mir zeigen wollten,“ sagte der Graf, „Sie werden mich auf Alles aufmerksam machen, was mir sonst leicht entgehen möchte, ich könnte keinen besseren Berater haben als Sie, darum bitte ich Sie, mich zu begleiten.“

Das Interesse an der Sache überwog Rembergs persönliche Empfindungen und er nahm Max Blessens Aufforderung an.

Mit einer Spannung, deren eigentliche Ursache

sie sich nicht klar machte, erwartete Anna die Rückkehr ihres Mannes.

Er blieb anderthalb Tage fort und kam endlich ohne Max zurück.

Anna eilte ihm entgegen.

„Wie war es? Du mußt mir viel, Du mußt mir Alles erzählen!“ Er sah sie ernst mit seinem durchdringenden Blick an.

„Er ist ein ganzer Mann —“ sagte er.

„Nicht wahr? Ja, das ist er. Er hatte nur bisher das Leben zu leicht genommen, aber wenn er erst seine Pflichten einmal erkannt hat, wird er ihnen nicht mehr aus dem Wege gehen. O, ich wußte, daß er Dir gefallen würde!“

Anna's Augen leuchteten. Sie hätte gern noch mehr gehört, noch länger mit ihrem Manne gesprochen, aber er wandte sich ab und ging mit langsamen, festen Schritten seinem Zimmer zu. Anna blickte ihm seufzend nach. Er hatte die Thür hinter sich geschlossen und war an seinen Schreibtisch getreten. Mechanisch griff seine Hand nach den Briefen, die dort lagen; aber sein Blick folgte nicht der Bewegung seiner Hand, sondern war zu Boden gefehrt und seine Brauen zogen sich einen Augenblick zu-

sammen, wie unter der Empfindung eines physischen Schmerzes.

„Noch ist sie rein, wie ein Tropfen Tau — aber gerade deshalb kann sie ihre Empfindung nicht verbergen — unaufhaltsam bricht dieselbe aus ihren Augen hervor, aus dem Ton ihrer Stimme, wenn sie nach ihm fragt.“ Ein Seufzer, der einem leisen Stöhnen glich, entrang sich seiner Brust. Dann zwang er sich mit einer energischen Bewegung die Briefe aufmerksam zu lesen. Er trat an das Telephon, welches sein Arbeitszimmer mit dem Hüttenwerk in Verbindung setzte, richtete verschiedene Fragen an einen der dortigen Beamten und notirte die Antworten desselben. Nach einer halben Stunde klopfte Anna an seine Thür.

„Darf ich hereinkommen? Störe ich Dich?“

„Ich bin allerdings beschäftigt — was willst Du?“

„O ich — ich wollte Dir nur sagen, daß Alice Hofgald nun doch noch kommt. Ich erwarte sie übermorgen.“

„Schön!“

„Ich freue mich sehr darüber.“

„Hm.“

Sie stand noch einen Augenblick unschlüssig

neben dem Schreibtisch. Sie hätte so gern das Gespräch noch einmal auf Kembergs Fahrt nach der Kreszenz-Grube gebracht, aber sie sah, daß ihr Mann nicht zum Sprechen aufgelegt war.

„Ich will nur wieder gehen.“

Er erwiderte nichts und sie verließ das Zimmer. Als die Thür sich hinter ihr schloß, warf er die Feder fort und stützte seine heiße Stirn in beide Hände.

„Das ist unerträglich — ich muß ein Ende machen um ihretwillen und um meinetwillen.“

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Alice war angekommen. Anna schloß sich ihr um so inniger an, als ihr Mann sich mehr und mehr zurückzog. Einige Tage später kam Graf Max, um seine Cousine zu begrüßen, wie er sagte. In Wahrheit sprach er kaum mit ihr. Er hatte Anna so viel zu erzählen, von seinen Erfahrungen auf der Kreszenz-Grube, von seinen Plänen und Verbesserungen.

„In ein paar Jahren werden Sie mir nicht mehr sagen können, was Sie mir damals in Nizza sagten: daß ich ein oberflächlicher Mensch bin, der die Aufgabe, die das Leben ihm gestellt hat, nicht erfüllt.“

Statt aller Antwort reichte sie ihm die Hand, die er mit warmem Druck einen Augenblick in der seinen behielt, während seine Augen die ihren suchten. Zum ersten Mal überkam sie ihm gegenüber eine

leichte Verlegenheit. Sie entzog ihm ihre Hand und rief Alice, die abseits, an die Veranda gelehnt stand, und in den Garten hinablickte.

„Wissen Sie, daß Alice Lust hat dauernd bei mir zu bleiben?“

„Was sagt die Tante dazu?“ fragte er.

„O, Mama hat jetzt meine jüngste Schwester, ich bin eigentlich überflüssig zu Hause und wenn Anna mich an Stelle von Frau Müller, die ein Schlagfluß getroffen hat, behalten will —“ meinte Alice.

„Es wäre zu schön, Dich immer hier zu haben, ich wage noch nicht daran zu glauben.“

„Laß mich nur machen, Anna. Tante Leo muß ein Wort für mich einlegen, sie begreift, daß ich nicht mein Leben lang müßig die Hände in den Schooß legen kann.“

Max sah sie mit Interesse an.

„Dein Leben lang müßig?“ wiederholte er. „Aber wenn Du Dich verheiratest?“ Flüchtige Glut flog über Alice's feine Züge.

„Ich werde mich nicht verheiraten.“

„Sonderbares Mädchen,“ dachte Max.

Am Abend kam der Doktor. Alice setzte sich an den Flügel und sang einige Lieder.

„Singen Sie etwas, wobei wir Anderen mit-
thun können,“ schlug der Doktor vor. Und Alice
begann

„Alt-Heidelberg du feine . . .“

Die Anderen stimmten ein.

Während des letzten Verses trat Remberg in
das Zimmer. Er blieb in der Thür stehen und
blickte Max Blossen an, der mit kräftiger, wenn auch
ungeschulter Stimme mitsang. Dann sah er hin-
über zu seiner Frau. Ihre Augen waren traum-
verloren in die Ferne gerichtet, während sie die
Melodie nur leise vor sich hin summte. Als das
Lied beendet war, trat Remberg an die Seite des
Grafen.

„Sie haben in Heidelberg studirt?“ fragte er
mit sonderbar gepreßtem Ton.

„Ja, ich habe dort ein wundervolles Jahr ver-
lebt.“

„Dann begreife ich, daß sich angenehme Erinne-
rungen an dieses Lied knüpfen.“

„Was hat er denn,“ dachte der Doktor, seine
Stimme klingt ja merkwürdig. Remberg stand neben
seiner Frau.

„Du kennst dieses Lied auch?“ fragte er. Sie

blickte ihn an und nickte. Er dachte daran, wie sie es in den Fieberphantasien gesungen hatte.

Einen Augenblick schoß ihm das Blut heiß in den Kopf. Wenn er es ihr sagte, daß sie ihm damals ein Geheimniß verraten hatte, das er erst jetzt verstand. — Er blickte sie an. Nein, das war nicht der Weg, den er gehen wollte. Er zog die Brauen zusammen, er zögerte. Dann wandte er sich plötzlich an den Grafen und Alice:

„Entschuldigen Sie mich und lassen Sie sich nicht stören, ich habe zu viel zu thun, um einen lebenswürdigen Wirt zu machen.“

Er verließ das Zimmer und erschien nur noch einmal flüchtig, um sich zu verabschieden.

May blieb in der Stadt, da er am folgenden Tage bei der Einweihung des neuen, trotz aller Widerwärtigkeiten fertig gestellten Maschinenhauses, anwesend sein wollte. Als er fort war und die Damen sich zurückgezogen hatten, trat der Doktor noch einmal in Kembergs Zimmer.

„Ich wollte Ihnen doch noch sagen, daß mir heute, auf dem Wege hierher, von einer fremden Frauensperson eine Warnung zugestickt worden ist. Ich sollte mich morgen der Einweihungsfeier fern

halten, ja sehen Sie den Zettel — aber was haben Sie!“

Der Zettel entfiel seiner Hand und er blickte in Rembergs blaßes, verstörtes Gesicht. Der Direktor war ihm entgegengetreten, hatte seine Hand ergriffen und sagte, ohne die Worte des Doktors zu beachten:

„Doktor, wenn Sie eine Frau hätten, die Ueberzeugung gewännen, daß diese Frau einen Anderen liebte und wieder geliebt würde, wenn dieser Andere ein Mann wäre, dessen Vorzüge Sie anerkennen müßten, wenn Sie sich sagen müßten: mein Glück ist unwiederbringlich verloren und ich bin vielleicht nicht frei von Schuld daran — jene beiden Anderen aber könnten eine reiche Zukunft vor sich haben — sie könnten glücklich sein — was würden Sie thun?“

„Um Gottes Willen, lieber Freund, was sprechen Sie da, was für eine Entscheidung fordern Sie von mir —“

„Nein, keine Entscheidung, die habe ich schon getroffen, oder vielmehr erst jetzt, denn bisher war ich zu feige dazu. Aber dieser Zustand ist unerträglich und unhaltbar. Morgen soll er ein Ende nehmen — und es ist vielleicht gut, wenn Sie Alles wissen, Sie mögen ihr dann unsre Unterredung erzählen,

denn ich, sehen Sie, handeln kann ich wohl, wenn ich einmal das Richtige erkannt habe — aber mit ihr davon reden — das kann ich nicht!“

Er wandte sich ab. Der Doktor legte die Hand auf seine Schulter.

„Nemberg, lieber Freund, übereilen Sie nichts! Ihr Argwohn täuscht Sie vielleicht —“

„Argwohn? O, Argwohn habe ich nicht! Wenn ich Beide nicht für edel und hochdenkend hielte, glauben Sie, ich würde so viel leiden um ihretwillen? Aber sehen Sie, wenn man sein Lebenlang mit harter Arbeit, mit der rauhen Wirklichkeit in jeder Gestalt zu thun hatte, da behält man wenig Zeit für Pflege von Gefühlen übrig. Ich habe mein Weib geheiratet, weil ich eine Gefährtin brauchte und weil sie mir passend dazu schien. Ich habe nicht danach gefragt, ob sie etwas Anderes vom Leben verlangte, ob sie sich nach Etwas sehnte, was ich ihr nicht gab. Ihre Fieberphantasien, damals während des Typhus, haben es mir verraten, daß sie einen Jugendtraum gehabt hatte, ehe sie mein Haus betrat — ich habe sie nicht einmal danach gefragt, weil in meiner Welt eben bloße Gefühle keinen Raum hatten und ich ihnen keine Wichtigkeit beimäß. Und nun hat sie

jenen Anderen, dem ihr Jugentraum gehörte, wiedergefunden — die alte Neigung ist bei beiden erwacht — sie verraten es mir Beide, ohne daß sie es wissen, aber gerade in der Art wie das geschieht, liegt für mich die Bürgschaft, daß kein Einverständniß zwischen ihnen herrscht, daß sie noch schuldlos sind. Soll ich abwarten, bis sie schuldig werden? Oder soll ich mir einbilden, daß ich eine Naturmacht in ihrem Walten hindern werde? Zwar, ich kann ihn todtschießen — o ja, das kann ich, aber werde ich dadurch glücklicher? Und außer mir selbst verurteile ich dann auch sie zu freudloser Resignation und gewinne das, was ich verlor, nimmermehr zurück. Nein, ich will morgen vor ihn hintreten, ein Ehrenmann vor den anderen, ich will das Bekenntniß der Wahrheit von ihm verlangen, und das Versprechen, daß er seine volle Kraft einsetzen will, um Anna glücklich zu machen. Nachher — nachher werden noch einige Formalitäten zu erfüllen sein, bei denen ich auf Ihre freundschaftliche Vermittlung rechne, und die Sache wird ihren Gang gehen. Anna soll mit Alice zu deren Mutter oder Tante gehen, von der sie so viel hält — sie gehört ja dann zu diesen Leuten. Sie werden ihr Morgen das Alles sagen, Doktor, und auch bestellen, daß ich

heute Nacht arbeite und nicht gestört werden will. Es wird nicht auffallen, ich habe in der letzten Zeit schon öfter bis in die späte Nacht hinein gearbeitet und dann einige Stunden auf dem Schlassopha dort geruht. Sehen und sprechen kann ich Anna keinesfalls — hören Sie wohl, Doktor, ersparen Sie das ihr und mir — mein Entschluß ist nicht übereilt, er ist wohl erwogen und unabänderlich, Sie nehmen sich die Sache zu Herzen, ich sehe es Ihnen an, ich danke Ihnen! Nun wissen Sie Alles, was Sie wissen sollten und nun gehen Sie. Ich muß allein sein.“

„Ich kann nicht daran glauben, daß das unabänderlich ist — es ist ja unmöglich —“

„Lieber Freund, machen Sie mir die Sache nicht noch schwerer, Sie kennen mich und müssen wissen, daß ich nicht voreilige Entschlüsse fasse. Gehen Sie und sagen Sie mir nichts mehr darüber. Ich fordere das als Freundschaftsbeweis von Ihnen.“

Der Doktor ging. Anna hatte ihr Schlafzimmer schon aufgesucht. Er teilte den Leuten Rembergs Anordnungen mit.

Als er dann das Haus verlassen hatte, blieb er auf der Straße stehen und blickte noch einmal zurück.

War denn das möglich? Barg dieses friedliche Haus wirklich einen so tragischen Konflikt? Daß Graf Max Anna gegenüber nicht gleichgültig war, glaubte er wohl selbst schon bemerkt zu haben. Aber sie, liebte sie diesen Mann? Sie, die so viel Verständnis und Anerkennung für Remberg besaß, die er als so tief und ernst empfindend kannte, sie, aus deren Briefen von Nizza aus noch das warme Gefühl für Remberg so deutlich sprach, sollte sie wirklich . . . ?

„Er hat mich nicht umsonst zum Vertrauten gemacht, ich will morgen früh Frau Anna um eine Unterredung bitten.“ Mit diesem Entschluß entfernte sich der Doktor endlich.

Vor ihm schritt eine Frauengestalt über die sonst menschenleere Straße. Sie trug ein schwarzes, festanliegendes Kleid und einen kleinen runden Hut. Der Vollmond stand groß und klar am Himmel, man konnte Alles fast so deutlich wie am Tage erkennen. So sehr der Doktor auch mit seinen Gedanken beschäftigt war, so blieb sein Blick doch unwillkürlich an dieser schlanken, eilig vor ihm daherschreitenden Gestalt haften und plötzlich schoß ihm eine Erinnerung durch den Kopf, die sich seinem augenblicklichen Gedankengange einfügte. Er dachte

an Slava Bogus. Er hatte sie geliebt, wie Kemberg Anna liebte. Und wie jener vor einem Anderen zurücktreten wollte, so war auch er zurückgetreten. Was war seither aus ihr geworden? Warum dachte er jetzt gerade an sie? Er blickte zu der schwarzen Gestalt hinüber, die immer noch vor ihm hinschritt. Sie ging jetzt langsamer, einmal war es, als wende sie sich halb nach ihm zurück. Sie blieb stehen. Dann beschleunigte sie plötzlich ihren Schritt und bog eilig, fast laufend, um die nächste Straßenecke.

Er fuhr sich mit der Hand über die Stirne — „Es ist ja unmöglich! Wie käme Slava Bogus hierher?“

Mit schnellen Schritten hatte er die Straßenecke, die sie seinen Blicken entzog, erreicht. Die schwarze Frauengestalt war verschwunden, der Doktor schüttelte den Kopf.

„Seltsam! Weshalb erinnert sie mich an Slava Bogus? Wie kam ich nur darauf. Ich habe doch gerade jetzt an Wichtigeres zu denken als an alte Erinnerungen!“

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Am andren Morgen wurde dem Doktor ein Brief überbracht. Er glaubte, es sei eine Bottschaft von einem Patienten und öffnete das Couvert. Seine Augen richteten sich starr auf das Blatt.

„Mein Gott — von ihr! So war es keine Täuschung — sie ist hier!“

Der Brief enthielt nur die Angabe eines Hauses in den entfernteren Straßen von Kaisersgruben und darunter die Worte:

„Ich bitte Sie inständigst heute Vormittag um elf Uhr zu kommen und nach Frau Melotin zu fragen. Wenn Ihnen der letzte Wille einer Sterbenden heilig ist, so erfüllen Sie meine Bitte!

Slava Bogus.“

Es war neun Uhr. In einer Stunde sollte Remberg den Grafen Blessen im Maschinenhause

treffen, vorher mußte der Doktor noch die Unterredung mit Anna haben, und nun diese völlig räthelhafte Bitte „einer Sterbenden,“ die ihm einst nahe gestanden hatte, und die er nun sicher glaubte gestern gesehen zu haben. Die schlanke dunkle Gestalt stand wieder lebhaft vor seiner Seele. Ihr schneller elastischer Gang hatte ihn zuerst auf sie aufmerksam gemacht. Und nun nannte sie sich eine Sterbende! Der Doktor preßte beide Hände gegen seine Stirn. Seine Gedanken verwirrten sich. Dann seufzte er tief auf.

„Ich habe keine Zeit zu verlieren,“ murmelte er, „ich will Frau Anna sagen, was gestern zwischen ihrem Mann und mir gesprochen wurde und dann zu der Unglücklichen eilen, die mich ruft. Es wird noch möglich sein, die genannte Stunde innezuhalten.“

Er eilte nach dem Remberg'schen Hause. Die Damen seien im Garten, jagte man ihm. Er trat unter die Veranda und sah Anna und Alice Arm in Arm den Kiesweg auf und ab wandeln. Als Erstere ihn erblickte, machte sie sich von Alice los und kam ihm entgegen.

„Was bringen Sie, lieber Doktor, es ist doch nichts Unangenehmes vorgefallen?“

„Weshalb glauben Sie das?“

„Mein Mann muß das Haus schon vor Tage verlassen haben, ich habe ihn, seit er sich gestern von uns verabschiedete, nicht mehr gesprochen. Die Leute wissen nicht, wohin er gegangen ist — aber so reden Sie doch, mein Gott, Doktor, es sind gewiß schlimme Dinge mit den Leuten vorgekommen!“

„Es ist nichts Besondres vorgefallen, aber —“

„O, mir ist schon seit einigen Tagen, als lebten wir unter dem Druck irgend eines unbekanntes Schrecknisses — auf Augenblicke vergesse ich es wohl, wie gestern, als wir Alle so heiter zusammen waren — aber dann kommt es wieder. Es ist auch nicht Alles, wie es sein sollte. Es gährt unter den Leuten, mein Mann ist verändert.“ Sie seufzte tief auf und fügte dann leiser hinzu: „Ich ängstige mich um ihn.“

Des Doktors Augen leuchteten auf.

„Ich möchte Sie allein sprechen — ich habe Ihnen eine Mitteilung zu machen.“

„Also dennoch! Sprechen Sie schnell, was ist?“

Alice hatte sich dem Hause zugewandt. Da war es plötzlich, als zitterte der Boden unter ihnen. Eine furchtbare Detonation erschütterte die Luft, ein

Krachen und Splintern, wie von stürzenden Balken und zerschmettertem Mauerwerk, folgte darauf.

Mice eilte an Anna's Seite zurück. „Was war das?“

Bläß und verstört blickten sie einander in die Augen, während durch das Hirn des Doktors, wie ein greller Blitz, die Erinnerung an die gestrige Warnung schoß, die er unter den auf ihn einstürmenden Eindrücken vollständig vergessen hatte.

„Ich will mich überzeugen, ich will Ihnen Nachricht bringen!“ Er stürzte hinaus auf die Straße und prallte an einen jungen Burschen in der Arbeiterbluse.

„Das Maschinenhaus,“ schrie der Bursche, „das Maschinenhaus!“ Und wie wahnsinnig rannte er weiter, ohne auf die Rufe des Doktors zu hören.

Mit einer schnellen Bewegung öffnete Anna die Gartenthür und folgte der Richtung, die der Bursche eingeschlagen hatte. Bald hatte sie die Anderen hinter sich gelassen. Sie ging nicht mehr, sie flog über die Straße dahin, auf der sich nun auch Gruppen von Arbeitern, von schreienden Frauen und weinenden Kindern zeigten. Und sie Alle verfolgten dieselbe Richtung; bald war Anna dicht umringt von der

Menge, in der ein einziger Ruf des Schreckens in den verschiedensten Abstufungen sich immer und immer aufs Neue zu wiederholen schien. Jetzt stieg vor der sich immer dichter zusammendrängenden Schaar eine Rauchwolke auf, die in dicken, graugelben Nebel den Platz hüllte, auf dem das neue Maschinenhaus gestanden hatte. Einen Augenblick stutzte die Menge. Anna gewann einen Vorsprung. Vor ihr, von Rauch und Staub umwallt, standen einige dunkle Gestalten. Anna war es, als wollten die Füße ihr den Dienst versagen, als stockte ihr Atem. Vorwärts, vorwärts! Schon steht sie mitten in den Staubwolken — jetzt hat sie die dunklen Gestalten erreicht. Ein lauter, weithin hallender Ruf übertönt das wüste Stimmen-gewirr der Menge.

„Paul, mein Paul!“

Sie hat sich an seine Brust geworfen und hält seinen Hals umschlungen. „Du lebst, Du lebst — Gott sei Dank.“ Ein Thränenstrom bricht aus ihren Augen, die gewaltsam zurückgedrängte Erregung der letzten Minuten macht sich Luft und zitternd und schluchzend birgt sie das Haupt an Nembergs Brust.

„Anna,“ flüstert er und streicht das blonde Kraushaar aus ihrer Stirn, „meine Anna!“ Er

fragt nichts mehr, aller Zweifel ist in seiner Brust gestorben vor dem Ton dieser, von tiefster Bewegung und innigster Liebe zitternden Stimme. Wie aus schwerem Traum erwacht, steht er da, und blickt auf die rauchumwogten Trümmer und dann in die Augen seines Weibes.

Ein schwerer Schlag hat ihn betroffen, aber er wird ihn überwinden.

Das Werk der letzten Vergangenheit liegt in Trümmern vor ihm. Aber die Bürgschaft künftigen Glückes hält er in seinen Armen, und Alles, was er verloren zu haben glaubte, ist sein geblieben.

Neben ihm steht Graf Max. Er hat Anna's Ruf gehört, er hat gesehen, wie sie sich, ohne einen Blick für ihn zu haben, in die Arme Kembergs warf und ihm ist, als habe diese Stunde, in welcher der Tod hart an ihm vorüberging, etwas aus seinem Leben hinweggenommen. War dieses „Etwas“ ein Stern oder war es ein Irrlicht? Hat es ihn beglückt oder verwirrt? Gleichviel, es ist ausgelöscht. Er weiß, daß Anna glücklich sein kann ohne ihn — er ist hier überflüssig. Wer freut sich darüber, daß der Tod ihn verschonte und daß er nicht unter dem rauchenden Trümmerhaufen begraben liegt?

„Max!“ ruft da eine weiche Stimme neben ihm und zwei weiße Hände strecken sich ihm entgegen. Er ergreift diese Hände und Alice's Augen verraten ihm, was ihre Lippen verschweigen: es giebt doch ein Herz, das um sein Leben gebangt hat und das nun jubelt ihn wiederzufinden. Er ergreift die beiden Hände und führt sie mit einer schnellen Bewegung an seine Lippen. Er fühlt, daß er nicht einsam neben den beiden Anderen steht.

Auch der Doktor ist herantreten. Er sieht, daß kein Menschenleben zu beklagen, und sieht Anna in den Armen ihres Gatten. Er drückt den Männern die Hände, dann ist er aus ihrem Kreise verschwunden.

Sechszwanzigstes Kapitel.

Erst am nächsten Tage ließ der Doktor sich wieder in Kembergs Hause sehen. Er fand Anna im Studirzimmer ihres Mannes, und sie und Kemberg sahen so glücklich aus, daß es dem Doktor schwer wurde, das zu sagen, was er sagen wollte und mußte.

Dennoch bat er Kemberg um eine Unterredung. Dieser hatte den Arm um die Schultern seiner Frau gelegt und sagte:

„Wir haben einen Pakt mit einander gemacht, die kleine Frau und ich, danach soll keines von uns beiden auch nur den Schatten eines Geheimnisses für sich allein haben. Sie sehen also, daß wir Anna wegen unsrer Unterredung nicht fortzuschicken brauchen.“

„Es handelt sich um eine sehr ernste Sache —“

„Lieber Doktor,“ bat Anna, „lassen Sie mir mein Teil an Schmerz und Freude, die meinen Mann

betreffen. Sie werden mich weder schreckhaft noch kleinlich finden. Aber, mein Gott, wie blaß sehen Sie aus — setzen Sie sich, lieber Doktor, soll ich Wein holen? Sie sind krank!“

„Nein, nein — das, was ich Ihnen zu sagen habe, ist nur so schwer und schmerzlich — auch für mich.“

Kernberg und seine Frau blickten ihn erwartungsvoll und gespannt an.

„Ich habe Ihnen früher einmal erzählt,“ wandte der Doktor sich endlich an Anna, „daß ich Berlin hauptsächlich einer schmerzlichen Herzenerfahrung wegen verließ. Ich sagte Ihnen damals, daß die Frau, die ich liebte, in den Augen der Welt nicht makellos war, mir aber dennoch eines tiefen und ernstesten Gefühles, wie ich es empfand, wert erschien. Sie gehörte damals dem Theater an. Nach kurzer Zeit jedoch, verschwand ihr Name von der Bühne. Ich hatte seit Jahren nichts von ihr gehört; da erhielt ich gestern früh einige Zeilen, welche mir mitteilten, daß sie hier sei und in denen sie sich als eine ‚Sterbende‘ bezeichnete. Von der Unglücksstätte eilte ich zu ihr. Ich fragte in dem von ihr bezeichneten Hause nach Frau Milotin — so hatte sie sich in dem

Briefe genannt. Sie sei abgereist, hieß es. „Aber sie hat mich hierher bestellt“, rief ich und nannte meinen Namen. Eine alte Frau, die teilnahmslos in der Ecke gesessen hatte, erhob sich und trat mir entgegen. „Ich habe Ihnen ein Packet von Frau Milotin zu übergeben“, sagte sie. Zitternd vor Ungeduld nahm ich dieses Packet in Empfang. Es enthielt ein Bild und mehrere Schriftstücke. Ich erfülle den letzten Willen einer Todten, indem ich Ihnen diesen Brief übergebe, Frau Kemberg.“

„Hieß sie, während sie der Bühne angehörte, Slava Bogus?“ rief Kemberg, unwillkürlich die Hand auf das Couvert legend, das der Doktor Anna gereicht hatte. Der Doktor bejahte. Kembergs Hand sank herab.

„Und sie ist todt? Sie sagten doch, sie sei abgereist.“

„Das erwies sich als falsch. Sie hat den Tod gesucht und gefunden.“

„Aber was bedeutet das?“ fragte Anna, die beiden tief erregten Männer anblickend.

„Es bedeutet einen Schmerz für Dich, den ich Dir gern erspart hätte, meine Anna.“

„O, ich bin stark, wenn Du mich stützeft. Aber

dieses Geheimniß ängstigt mich! Laß mich Alles wissen.“

„Der Wille der Todten geschehe, komm' Anna, wir wollen diesen Brief zusammen lesen.“

Der Doktor verließ leise das Zimmer. Der Brief, den er in Anna's Händen zurückgelassen hatte, lautete:

„Meine Schwester!

Du hast mich als todt beweint — und ich war todt für Dich. Ein verzweiflungsvoller Schritt riß mich aus der Bahn, auf der wir Hand in Hand wanderten — nach dem Urtheil der Welt hatte ich das Recht verscherzt mich Dir wieder zu nahen und ich that es nicht, weil ich Deinem Leben Sorgen und Unruhe ersparen wollte. Ein treuer Freund, den ich in Berlin fand, der Doktor Goldbaum, wird Dir erzählen, was und wie ich in jener Zeit war. Auch Graf Max Blessen hat mich gekannt. Einmal eröffnete sich mir die Aussicht in geordnete Bahnen zurückzukehren, Dich vielleicht wiederzusehen, das Schicksal wollte es nicht. Es riß mich in einen Strudel, in ein Chaos, aus dem vielleicht einst eine neue Welt erstehen wird. Tausende hoffen auf diese neue Welt und arbeiten daran, das, was

jetzt besteht, hinwegzuräumen, um Platz für das Neue, Bessere zu gewinnen. Ich habe unter diesen Männern und Frauen der Zukunft gelebt. Ich habe wie sie ‚der Menschheit ganzen Jammer empfunden,‘ ich wollte, wie sie, an dem Untergange der alten Welt arbeiten — aber mir fehlte die Kraft dazu. Ich bin elend, gebrochen an Leib und Seele. Das neue Evangelium und die alte Tradition kämpfen in mir, mein Herz schwankt zwischen Beiden — ich kann nicht mehr. Ich bin mit einigen meiner neuen Glaubensgenossen hierher gekommen, um für die Zukunft zu arbeiten und Bestehendes zu vernichten. Das Leben Deines Mannes, Max Blessens und vieler Anderen ist in meine Hand gegeben. Ich soll den Funken an die Mine legen, und morgen soll das neue Maschinenhaus sie Alle unter seinen Trümmern begraben. Ich bin heute an Deinem Hause vorübergegangen, ich bin in den Garten getreten und habe durch die erleuchteten Fenster geblickt. Da habe ich Dich gesehen, glücklich und lächelnd, Deinen Mann neben Dir und — Max Blessen. Nun ist mein Entschluß gefaßt. Das geplante Verderben kann ich wohl nicht vereiteln, denn wenn meine Hand

zaubert, wird eine Andere, festere sich finden. Aber unter seinen Trümmern soll das Maschinenhaus nur mich allein begraben. Eine Stunde vor der geplanten Zeit und wenn ich Remberg und Max Blessen in voller Sicherheit weiß, soll es geschehen. Ich werde den Funken an die Mine legen — aber ich werde nicht fliehen vor dem Verderben, das ich heraufbeschwöre, ich werde sterben. Wenn ich eine Schuld beging — mein Tod möge sie sühnen. In den letzten Stunden meines Lebens eilen meine Gedanken zu Dir, meine Schwester! Lasse meine Sühne gelten, und, wenn es ein Glück auf Erden giebt, so werde es Dir zu Theil!

Sophie.“

Unter den Trümmern des Maschinenhauses wurden die Reste eines verbrannten Körpers gefunden. Remberg ließ sie in der Stille beisetzen und Anna legte einen Kranz weißer Rosen auf das Grab. Der Ernst der letzten Ereignisse hatte ein noch festeres Band um sie und Remberg geschlungen. Vollbewußt der Aufgabe, die sie sich gestellt hatten, in dem Kreise der sie umgab, den revolutionären Tendenzen der Zeit durch reformatorische Thätigkeit entgegenzuwirken

gingen sie unbeirrt ihren Weg fort. Nach der Zerstörung des Maschinenhauses schien auch ein besserer Geist unter ihre Leute zurückzukehren. Es war, als habe dieselbe wie ein lustreinigendes Gewitter gewirkt. Es wurde erzählt, daß ein Fremder, in dem Einige den früheren Maschinenmeister Sommer erkannt haben wollten, während Andere ihn für einen Russen hielten, vor der Katastrophe aufreizende Reden in den Wirtshäusern geführt habe. Die Polizei fahndete vergebens auf ihn. Es hieß, er sei nach Rußland zurückgekehrt.

Auf der Kreszenzgrube waren die alten Beamten entlassen worden. Graf Max wurde dort viel gesehen und die Leute begannen Vertrauen zu ihm zu fassen. Man lobte allenthalben seine Umsicht und die Gewissenhaftigkeit, mit der er sich der Leitung seines ausgedehnten Besitzes unterzog. In das Haus Rembergs kam er nur noch selten und flüchtig, aber Anna hörte oft von ihm durch die Briefe ihrer Freundin Alice, die ihn neuerdings häufig sah.

„Er hat mir viel schwere Stunden bereitet mit seinen Reminiscenzen an seine erste Liebe,“ sagte Remberg, als Anna ihm einen dieser Briefe vorgelesen hatte, „aber etwas Gutes haben sie ihm und all' den Leuten, die von ihm abhängen, doch eingetragen, er hat einsehen lernen, daß wir nicht um unserer selbst willen Wert haben, sondern nur als Teil eines großen Ganzen. Der Max Blessen, der keine andere Aufgabe hatte, als die, sich zu amüsiren,

war eine antiquirte Nippesfigur und gehörte in die Glasservante der Vorzeit; daß er jetzt danach strebt sich einen würdigeren Platz im Leben unserer Tage zu erobern, das hast Du bewirkt, Anna, seine Liebe zu Dir hat ihn dazu angeregt.“

„Aber Paul, wie kannst Du nur immer darauf zurückkommen. Siehst Du, ich, ich bin überzeugt, daß er Alice Hofgald liebt.“

„Das heißt, Alice liebt ihn, er wird sie hoffentlich und vernünftiger Weise heiraten und er wird sehr wohl daran thun, denn eine bessere und passendere Frau, eine treuere Gefährtin bei der Lösung der Aufgaben, die er sich gestellt hat, kann er nicht finden.“

„Wie mich das freut, Paul, daß Du Alice's Vorzüge anerkennst. Ich dachte früher manchmal, Du gehörtest so ganz Deiner Thätigkeit, daß es sich Dir nicht verlohnte, über uns Frauen noch nachzudenken.“

Kemberg lächelte.

„Du dachtest früher, Anna? Das heißt, Du denkst es jetzt auch noch manchmal, und darum sollst Du es nur wissen; ich habe freilich nie Zeit gehabt mich um das, was man so Weiberkram nennt, zu bekümmern, aber eines habe ich erfahren. Den besten Teil dessen, was wir ‚Glück‘ nennen, den trägt Ihr Frauen für uns in Eurer Hand, und weil ein glücklicher Mensch auch freudiger thätig sein wird als ein

anderer, hängt somit die Erfüllung der Aufgaben, die wir uns gestellt haben, mit von Euch ab. Darum wünsche ich jedem rechten Mann auch die rechte Frau, mit klarem Auge und warmem Herzen, kein Spielzeug in guten Stunden und keine hemmende Last in bösen, in Freud' und Leid nicht blos ‚ein Weib‘, sondern ‚ein ganzer Mensch‘, bei dem Herz, Verstand und Thatkraft harmonisch entwickelt sind. Eine solche Frau wird Alice werden, eine solche —“ er beugte sich zu Anna hinab und setzte leiser hinzu: „eine solche habe ich gefunden.“

Ein sanftes, glückliches Lächeln flog über ihr Gesicht.

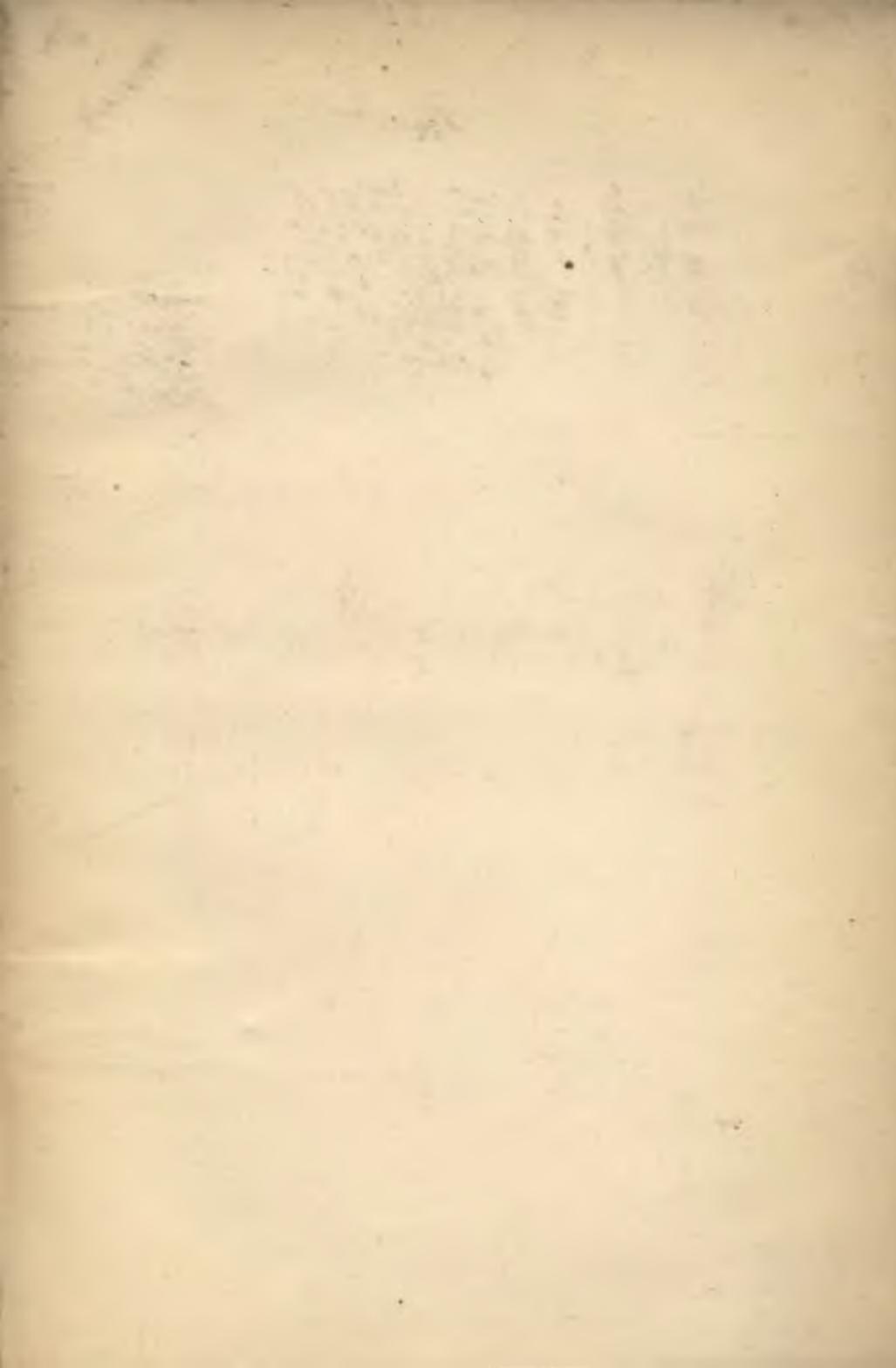
„Ich danke Dir für Alice und auch für mich.“

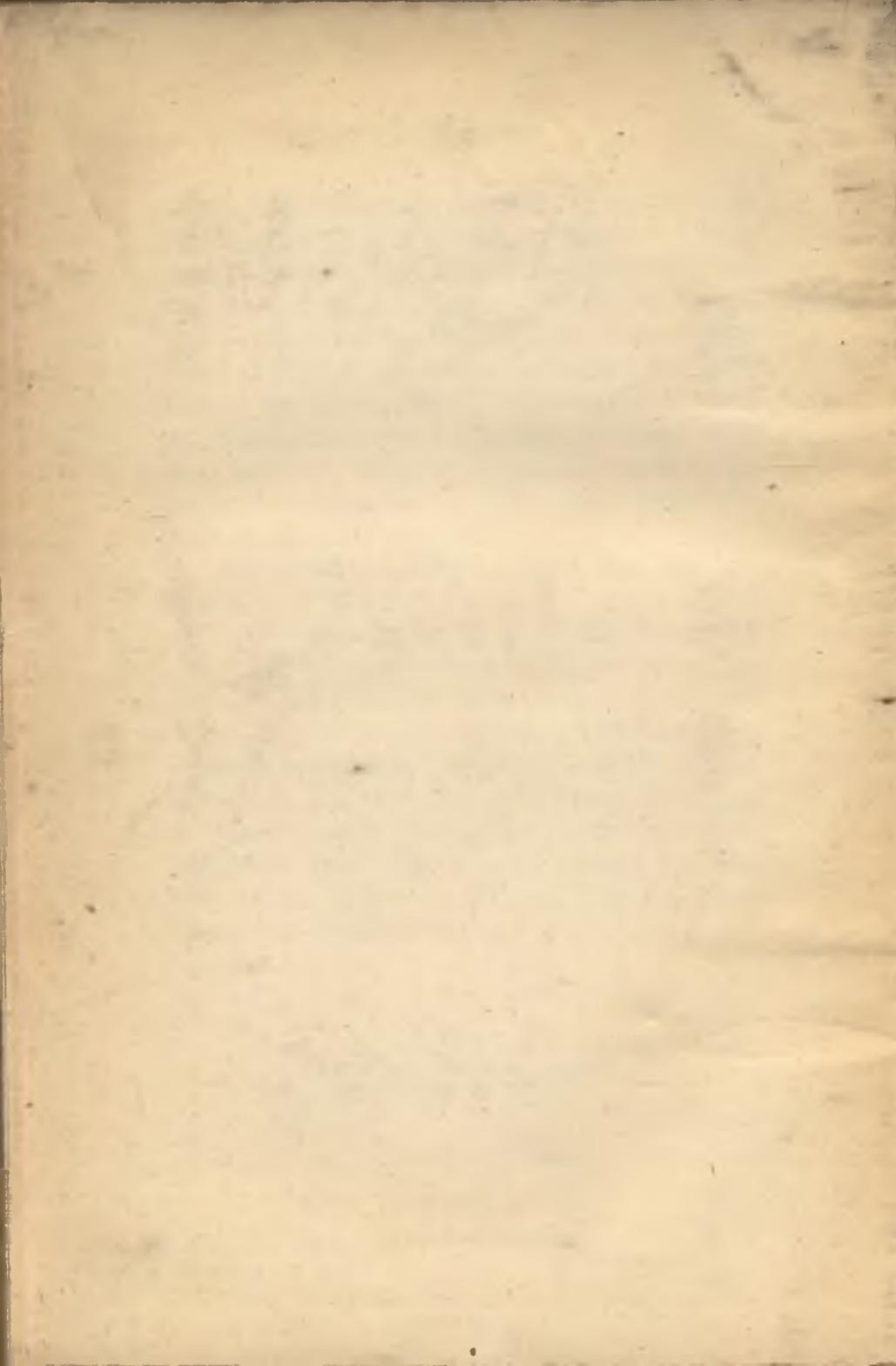
Er blickte ihr zärtlich in die Augen.

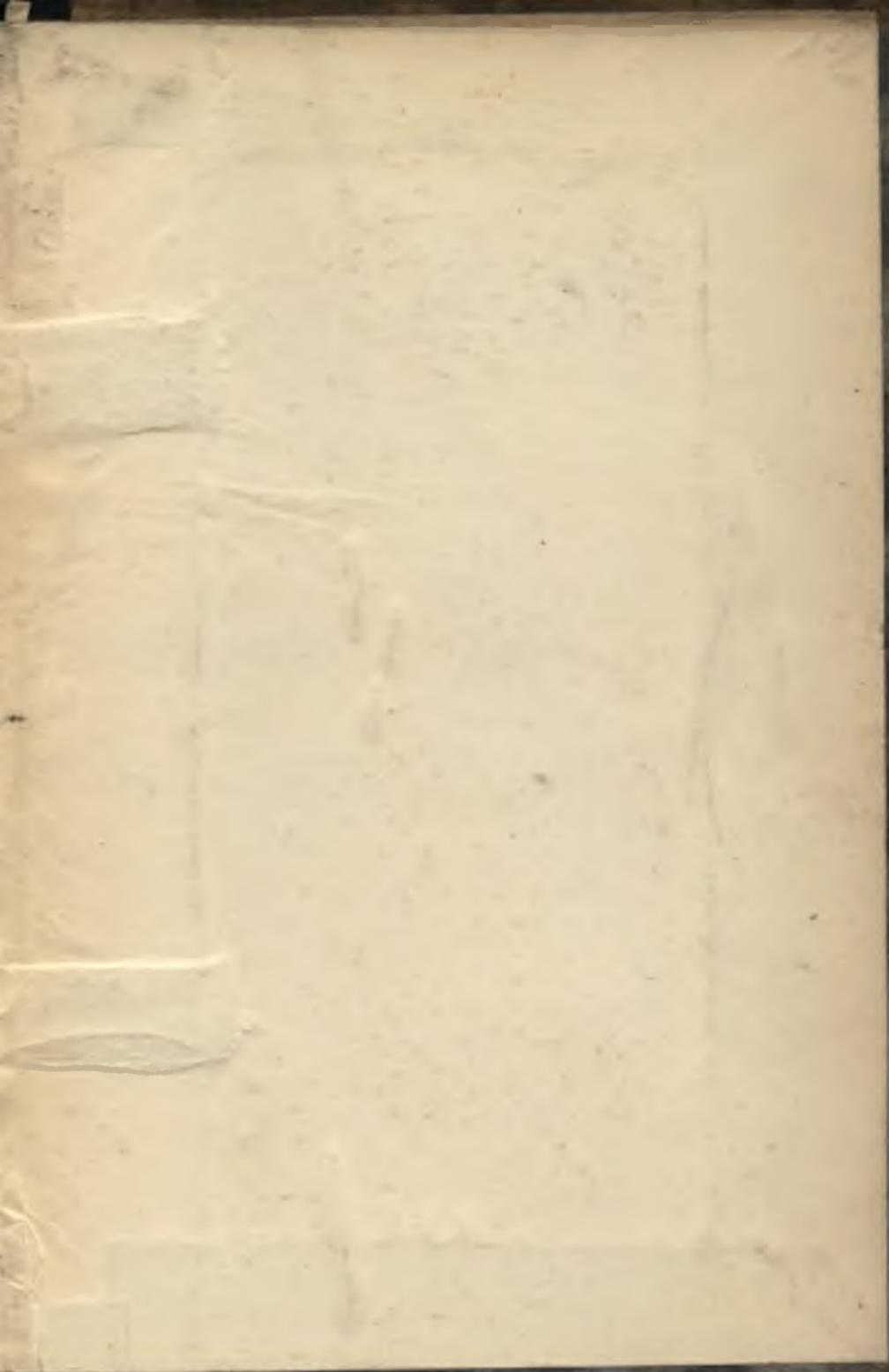
„Ja, sich gegenseitig heben, fördern, stützen, das ist es! Und wenn wir nicht immer allein bleiben, wenn unsere Wünsche und Hoffnungen sich erfüllen, ich weiß es, Du wirst auch unsere Kinder, ob Söhne, ob Töchter, zu ganzen Menschen erziehen und solche, glaube mir, nur solche kann die Zukunft brauchen, denn ich sehe Stürme voraus, die alles Halbe zerbrechen und vernichten werden.“

E n d e.









B2.25546

Biblioteka Śląska w Katowicach

ID: 0030001062518



I 779898/2

SL

S